Vermischte Aufsätze

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **- (1796)**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-656591

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Extrakt

aus dem Mandatenbuch der Stadt Bern,

wegen Verbot aller fremden Kalendern.

Wir Schultheiß und Räth der Stadt Bern, thun kund hiemit: Alsdann mit besonderm Mißfallen Wir wahrnehmen müssen, daß Unsern Ordnungen zuwider allerhand Bücher im Land den Unsrigen angetragen, und in großer Anzahl verkauft werden, die vielerley bedenkliche Sachen in sich halten; ja selbsten dergleichen den alljährlich ausgebenden Kalendern einzuverleiben man sich bemühet ꝛc. Daß demenach Wir, aus Landesväterlicher Vorsorg, Unser unterm 3ten Merzen lezthin deßhalb publicirtes Verbot zu erfrischen, erforderlich und nothwendig erachtet; gestalten Wir alles Hausieren, Handeln und Feiltragen dergleichen Büchern, und aller andern, als der sogenannten Bern-Kalendern, so mit dem gedruckten Bären bezeichnet und privilegirt, zu allen Zeiten völlig, und bey Poen der Confiscation, auch Obrigkeitlicher Ungnad, alles Ernsts hiemit gänzlich verboten haben wollen, inmaßen männiglich Unserer Angehörigen, dieß Verbot in Acht zu nehmen, und sich selbst vor Schaden zu seyn wissen wird. Datum den 31ten Christmonat 1731. Dieses Verbot erneuert den 25ten May 1784.

Vermischte Aufsätze.

Was ist heilig?

Heilig! wo im Feyerkleide
Tugend, hohe Unschuld wohnt;
Heilig! wo der Liebe Freude
Rein und still im Herzen thront.

Heilig! wo im Bruderkusse,
Herz dem Herz entgegeneilt,
Wo im süßen Bundesschlusse
Gern der Eintracht Flügel weilt.

Aber nieder! mit dem Frechen,
Nieder! nieder! mit dem Mann,
Der den Schwur der Freundschaft brechen,
Treu und Lieb' vergessen kann.

Heilig! wer die Tugend schonet,
Wem sie unverletzlich ist,
Wer, wenn Liebe ihn belohnet,
Nie des Mädchens Glück vergißt.

Nieder! wer so tief gesunken,
Nieder! mit dem Bösewicht,
Der, von schnöder Wollust trunken,
Eine Rosenknospe bricht.

Heilig! wer beym vollen Mahle
Arme Brüder nicht vergißt,
Wer, im goldnen Freudensaale,
Immer Mensch und Bruder ist.

Nieder! wer beym Klang der Becher,
Seiner Brüder Armuth höhnt,
Nieder! der verruchte Zecher,
Der nur seinen Lüsten fröhnt.

Heilig! wer der Unschuld Bande,
Und der Bosheit Ränke bricht,
Wer ihm dient, dem Vaterlande,
Durch Erfüllung dieser Pflicht.

Aber nieder mit den Buben!
Nieder mit der Höllenbrut,
Die der Unschuld Fallen gruben,
Dürstend nach der Unschuld Blut!

Heilig! wen der Lorbeer kränzet,
Froh erkämpft für's Vaterland!
Heilig! wer durch Tugend glänzet,
Wenn auch nicht durch Stern und Band.

Nieder! wen die Feigheit schändet,
Keiner biedern Freundschaft werth;
Nieder, wer vom Rang geblendet,
Lasterhaft sich selbst entehrt!

Heilig! wer die Gottheit ehret,
Mensch und Christ bis an den Tod.
Nieder! wer nur Menschen höret,
Heiliger ist unser Gott.

An den Frieden.

Komm, o goldner Friede, wieder!
Unsre Mutter Erde weint
Um den längst vermißten Freund,
Bey den Leichen unsrer Brüder,
Kehre, goldner Friede, wieder!
Wo du seyst, komm bald hernieder.

Komm, es flehen Millionen
Mit der Sehnsucht starrem Blick,
Aus dem Himmel dich zurück:
Denn im Himmel mußt du wohnen.
Laß die Götter droben wohnen,
Komm, versöhne Nationen.

Brüder kämpfen gegen Brüder,
Menschen wider Menschlichkeit,
Menschen gegen Macht der Zeit.
Völker reißen Thronen nieder;
Komm, es reißen alle Bande:
Hilf der Menschheit von dem Strande.

Thal

Thal und Berg und Fluren trauern,
Menschenblut hat sie befleckt,
Glut die Saaten abgeleckt.
Hunger schleicht durch öde Mauern;
Komm, o Friede! bald hernieder!
Baue, was zerstört ist, wieder!

Sammle, die zerstreuet waren,
Gieb dem Vater seinen Sohn;
Sieh! der Greis verzweifelt schon,
Sucht ihn unter todten Schaaren.
Komm und tröste Mutterherzen,
Heile Wunden, die noch schmerzen.

Komm nur, lieber süßer Friede!
Sieh! in unsre frohen Reihn
Laden wir dich tanzend ein.
Komm, des Streites sind wir müde;
Ja wir sind des Krieges müde;
Kehre wieder, goldner Friede!

Die beyden Wölfe.

Von Frankreichs Revolution
Kam jüngst erst Nachricht in das Reich der Thiere.
Wie? sprach ein alter Wolf, so lange schon
Blüht dort mein Glück, und immer friere
Und hungr' ich hier noch? Komm, mein Sohn,
Nicht länger wollen wir am Thron
Des Löwen noch als Diener stehen,
In Frankreich soll's uns besser gehen!
Pack ein! Geschwinde fort von hier.
Gelobtes Land! dort herrschen wir!
Wie — sprach der Sohn — soll das geschehen?
Kaum scheint mir's möglich. — Glaube mir,
(Erwiedert jener) es wird gehen;
An rothen Mützen fehlt's uns nur,
Denn ächte Jakobiner-Seelen,
Und ächte Jakobiner-Kehlen
Verlieh uns selber die Natur.

Die Stecknadel,
eine wahre Anekdote.

Zu einem reichen und angesehenen Kaufmann in L. kam einst ein Handwerker, ziemlich dürftig, doch sauber gekleidet; begehrte, mit ihm allein zu sprechen, und brachte dann seine Worte, wenn nicht ganz, doch wenigstens ungefehr also an:

„Mein Herr, von Jugend auf hatte ich große Lust zur Handlung, aber mein Vater dachte anders, und besaß auch wirklich nicht Vermögen um irgend etwas auf meine Erziehung wenden zu können. Ich mußte mich daher schon entschließen, sein Handwerk auch zu lernen; habe nach seinem Tode es fortgesetzt, und stehe, dem Himmel sey Dank! jezt am mitlern Fenster zwischen Darben und Ueberfluß. Eine Gewohnheit ist mir indeß doch von meiner alten Neigung übrig geblieben: daß ich nehmlich dann und wann Sonntags, wann ich von meiner wöchentlichen Arbeit ausruhe, im Stillen bey mir überdenke, was ich wohl vornehmen würde, wenn ich jezt Kaufmann wäre. Manche Pläne gehn dann durch meinen Kopf, und vergehn auch wieder; denn so klug bin ich doch, meinen Freunden und Zunftgenossen nichts von

meiner Träumerey werken zu lassen. Ein einziger Plan will schon seit einigen Wochen nicht wanken und weichen. Er scheint mir so ausführbar, und die ganze Spekulation so einträglich, daß ich wohl wissen möchte, ob Sie Lust hätten, mir ein paar Minuten zuzuhören?

„Herzlich gern.“

Aber noch eine Bedingung hätt' ich dabey. Gesetzt, Sie fänden nun daß ich Recht hätte, und die Sache ausführbar sey; gesetzt, Sie unternehmen es wohl selbst; versprechen Sie dann, mich an der Ausführung und am Nutzen Antheil nehmen zu lassen? Geld hab' ich freylich keines; aber an Thätigkeit wollt' ich gewiß nichts sparen, und der erste Gedanke von einer guten Sache ist doch auch etwas werth.

„Sey es! wenn der Vorschlag ausführbar ist, so gehöre dem Herrn der Drittheil des reinen Gewinstes!“

Der ehrliche Handwerksmann eröfnete nun seinen ganzen Plan, und der Kaufmann mußte bey sich selbst gestehen: es sey ein Geschäft, worauf er nicht gefallen, sey thunlich und im Gelingungsfall sehr belohnend. — Indeß war dieser Gelingungsfall doch nur wahrscheinlich, nicht gewiß; Auslage ward ziemlich viel erfordert; und endlich mußte er sich dabey großentheils einem Manne anvertrauen, den er heute zum erstenmal in seinem Leben sah; dessen moralischer Charakter ihm also ganz fremd war; der nicht übel sprach, aber doch selbst gestand, daß er eigentlich die Handlung nie erlernt habe. Der Kaufmann gab daher die sehr vernünftige Antwort, daß er diesen Vorschlag keineswegs abweisen, sondern nur genauer durchdenken, und seinen Bescheid darüber in einigen Tagen, spätestens in ein paar Wochen ertheilen wolle. Doch gerade dieser Aufschub mißfiel unserm Handwerker höchlich. Entweder, daß er in die Aufrichtigkeit von jenem, wenn es sich verzöge, Mißtrauen setzte, oder daß er wirklich so aus Ueberzeugung sprach; kurz, er behauptete: was unternommen werden solle, müsse jetzt, so schleunig als möglich, unternommen werden, und er bewies dies mit Gründen, die allerdings nicht unbeträchtlich, wenn gleich immer noch für die zweyte Person nicht ausschlaggebend waren.

Mitten im Fluß seiner Rede, und indem er ein paar Schritte im Zimmer mit dem Hausherrn auf- und abgieng, ward er auf dem Fußboden eine Stecknadel gewahr, bückte sich, hob sie auf, und steckte sie sorgfältig, ohne jedoch im Sprechen zu stocken, in Aufschlag seines Ermels.

Dies, so sehr es Kleinigkeit war, entgieng doch den Augen des Kaufmanns nicht; und kaum daß eine Pause ihm Gelegenheit zum Einfallen gab, fragt' er jenen halblächelnd: „Sagen Sie mir „aufrichtig, halten Sie in Ihrer ganzen „Wirthschaft alles so zu Rathe, wie „Sie es jezt mit dieser Stecknadel „machten?

„Mit

„Mit dieser Stecknadel? Hm! Wer wird denn eine Stecknadel liegen sehn, und nicht aufheben?"

„Wirklich? Bravo! Sie sind mein Mann; Hier ist meine Hand; ich wag' es mit Ihnen.

Er that es, und hatte keine Ursach es zu bereuen. Das Geschäfte lief gut — Jener bisher gemeine Mann zeichnete sich vortreflich dabey aus. Der Gewinn, der ihm zu Theil ward, sezte ihn in den Stand, mehrerley zu versuchen. Der Kaufmann, der ihn lieb gewonnen, unterstüzte ihn ferners. Mehrere Pläne, von seinem Kopf ausgedacht, fanden in der Kasse von jenem ihre Ausführbarkeit. Er ward endlich selbst Handelsmann, und starb reich und geachtet. Eines von *** reichsten Geschlechtern, und schon längst mit sogenannten alten guten Familien verschwägert, stammt von einem Handwerker ab, und verdankt gewissermaßen seinen ganzen Wohlstand — einer Stecknadel.

Mittel wider den Brand, das auch der Aermste augenblicklich haben kann.

Vor einiger Zeit verbrennte ein Wöscherweib ihre Füße mit siedendem Wasser. Ein anderes, das sich auch schon einmahl verbrannt hatte, und just zugegen war, zog ihr die Strümpfe ganz langsam, damit sich die Haut nicht abschälen möchte, aus, nahm gemeines Küchensalz, machte davon einen Umschlag um die verbrüheten Füsse, und in einigen Minuten waren die Schmerzen weg. — Sie kamen jedoch wieder — aber nun feuchtete sie das Salz an — und dieß so oft, als sie wieder Schmerzen fühlte, die aber immer erträglicher wurden, und nachdem ungefehr 1½ Stunde auf diese Art fortgefahren war, ganz verschwanden. Dieß war aber noch nicht alles; die Brandflecken waren sogar getilget, und den Tag nachher wußte sie nicht mehr daß sie gestern verbrühet war.

Dieses Mittel ist seither zu verschiedenen Mahlen probat erfunden worden — aber wohlgemerkt! wenn es sogleich nach dem Brande angewendet wird. Sobald die Haut sich dabey abgelöset hat, muß ein Löffel Baumöhl in eben so viel frischem Wasser zu Schaum gerührt, und auf einem Läppchen darüber gelegt werden; — denn dieß thut in diesem Fall vortrefliche Dienste.

Beyspiel belohnender Tugend.

In B . . . (einer Stadt in ***) lebte vor einigen Jahren ein armes, vaterloses, aber wohlgebildetes und schönes Taglöhnermädchen mit ihrer kranken Mutter, die sie von ihrem Verdienste mit Waschen, Nähen und Spinnen kümmerlich, aber ehrlich ernährte, in einem kleinen baufälligen Haus; jezt lebt sie aber als Frau in den besten Umständen. Wodurch? Blos durch ihre Tugend.

Ihre

Ihre angenehme Bildung reizte nehmlich einen gewissen jungen Herrn von Vermögen, ihr, unter ansehnlichen Versprechungen, seine Liebe anzutragen. Wie viele ihres gleichen würden hier mit beyden Händen zugegriffen, und gedacht haben: durch diese Gelegenheit kommst du in den Stand, deiner armen Mutter desto besser helfen zu können; — oder: du bist arm und bleibst gewiß sizen, auf diesem Weg aber kömmst du zu Vermögen, und durch dieses gewiß auch zu einem Manne, denn wie viele Männer giebts nicht, die gerne nach so einem Bissen greifen? Wie manches Mädchen würde sich glücklich schätzen, wenn ihr so ein Antrag gemacht würde. Und dieses arme Mädchen hat doch nicht etwa ihr Glück ausgeschlagen? Ja wohl! denn als sie zu unserm jungen Herrn gerufen wurde, und seinen Wunsch gehöret hatte, so sagte sie ihm ganz unbefangen und freymüthig ins Gesicht: Ihre Frau kann ich nie werden, und Ihre H. . . zu seyn, dazu bin ich, bey aller meiner Armuth, zu stolz! Eine Antwort von diesem Gewicht mochte unser Wollüstling, bey ähnlichen Versuchen, wohl noch nie erhalten haben, und weil er gegen seine Freunde aus solchen Kleinigkeiten kein Geheimniß machte, so erfuhren sie diesen Vorgang von ihm gar bald, und in kurzem die ganze Stadt. Jeder Rechtschaffene liebte das Mädchen aber nunmehr innigst, ja ihr edles Benehmen reizte einen wohlbemittelten Bürger so sehr, daß er ihr die Ehe anbot. Ganz natürlich schlug sie diese nicht aus, und lebt jezt, wie gesagt, in den glücklichsten Umständen. Ob sie denn aber jezt auch so glücklich seyn würde, wenn sie dem jungen Herrn Gehör gegeben hätte? Dies will ich mein Lesepublikum entscheiden lassen.

Thorheit der Menschen über Witterung.

Ein Pfarrherr wurde unweit A . . . bey einer gewissen Dorfgemeinde einpresentirt. Die Bauern sollten nun dem neuen Herrn Pfarrer einige Rechte wieder abtreten, welche nach und nach von der Pfarrey aus Nachläßigkeit der vordern Pfarrherren gekommen waren. Man weiß aber, was so ein Antrag bey den Bauern für Schwierigkeiten findet; indessen sahen sie gar wohl ein, daß sie zu kurz kommen, und wenn es zum Prozeß käme, denselben verlieren müßten. Sie faßten daher nach vielen Berathschlagungen in dem Wirthshaus (welches das gewöhnliche Rathhaus der Bauern ist), den weisen Schluß, nachzugeben, und dem Herrn Pfarrer die geforderten Rechte einzuräumen, aber nur unter gewissen Bedingungen, über die ein Vorgesetzter und der Schulmeister einen vortrefflichen Einfall hatten; sie schlugen nehmlich vor, die verlangten Rechte dem Pfarrherrn zurück zu geben, wenn er verspräche, ihnen durch sein Gebet jederzeit Regen und Sonnenschein, wie sie es nehmlich brauchen würden, zu verschaffen, und damit gleich den Anfang zu machen. Dieser Einfall wurde mit

allge-

allgemeinem Beyfall angenommen, und sogleich zwey Ausgeschossene an den Pfarrherrn geschickt. Der Pfarrherr, der ein kluger Mann war, merkte sogleich, wie es mit dieser Geschichte gehen möchte, ließ sich die gemachte Bedingung gefallen, versprach auch, heute noch ihren Willen zu erfüllen, sagte aber den Ausgeschossenen, ihm nur erst zu sagen, was für Wetter sie insgesamt für heute wünschten. Diese zogen ab, mit dem Versprechen, ihm sogleich Nachricht hierüber zu überbringen. Allein es dauerte eine, zwo, drey Stunden und länger, und es kam kein Ausgeschossener wieder. Und warum denn nicht? Weil die Bauern nunmehr nicht einig werden konnten, um was für Wetter jezt ihr neuer Pfarrherr bitten sollte, denn der eine Theil wollte Regen, der andere Sonnenschein, der dritte kaltes, der vierte warmes Wetter u. s. w. Sie zankten sich hierüber die ganze Nacht durch, wurden doch nicht einig, und nahmen einander zulezt beym Kopf. Am andern Tag schickten sie ihre Ausgeschossenen wieder zu ihrem Pfarrherr, und baten ihn, daß er es in Ansehen der Witterung nur beym alten lassen möchte.

Was die Einbildung nicht vermag!

Ein Bauer aus dem *** Gebiet, den wir mit Nahmen nennen können, hatte in der *** Zeitung von einer gewissen Art Wunderpillen gehört, die alle Gebrechen und Krankheiten heilen und heben sollten. Da er nun auch krank zu seyn glaubte, so gieng er zum Doktor des Orts, der obige Pillen zum Verkauf hatte. Dieser war aber für den Augenblick nicht damit versehen. Der Doktor, der ein Lustigmacher war, und den Patienten kannte, machte zum Spaß in aller Geschwindigkeit, aus frisch gebackenem Brod, auf das er einige Magentropfen goß — 21 Stück Pillen — vergoldete sie — gab sie dem guten Mann, mit dem Bedeuten, ja keine zu verlieren, sondern alle — ja alle einzunehmen, weil es akkurat 21 Stück seyn müßten, wenn sie ihm helfen sollten. Und siehe da! gleich am andern Morgen nahm der eingebildete Kranke die 21 Pillen ein, und war von Stund an wieder gesund. Welch eine herrliche Kur von Brodpillen

Dienstreue.

Vor einiger Zeit kam ein emigrirter Geistlicher aus Frankreich mit einem geringen Zehrpfenning nach F..... und wurde krank. Als er aus Furcht mißhandelt zu werden, seinen Pfarrhof in Frankreich verlassen mußte, so vergrub er mit Hülfe seiner Köchin, was er an Baarschaft und andern Dingen von Werth hatte. Gleich nach seiner Flucht wurde der Pfarrhof rein ausgeplündert, und blieb dann leer stehen. Die getreue Köchin schlich sich einige Zeit nachher des Nachts in denselben, grub das Geld aus, und begab sich an die Gränze, um ihrem verlassenen Herrn nachzuziehen, der bey seiner Flucht sich geäussert hatte, daß er sich nach F..... in der Schweiz begeben würde. Um keinen Verdacht zu erregen, trieb sie an der Gränze bey der französischen Armee mehrere

rere Wochen lang einen Handel mit Brantewein. Endlich bat sie um die Erlaubniß, über die Gränze gehen zu dörfen, um Brantewein einzukaufen, weil sie in Frankreich keinen mehr auftreiben könne. Die französischen Soldaten gaben ihr diese Erlaubniß gerne. Sie kam in B. . . . an, und begehrte einen Reisepaß nach F. . . . . , den sie auch erhielte. Glücklich kam sie vor den Thoren der Stadt F. . . . . an, wo man sie aber nicht sogleich hereinlassen wollte. Es kam ein anderer emigrirter französischer Geistlicher dazu, diesem zeigte sie ihren Reisepaß, entdeckte ihm den Zweck ihrer langen Reise, und erfuhr von demselben, daß ihr Herr in der Stadt wirklich krank darnieder liege. Nun ward sie eingelassen, fand ihn von Alter und Kummer niedergedrückt, auf seinem Krankenbette, und übergab ihm das gegerettete Geld. Der kranke Priester war, über diese seltene Treue, bis zu Thränen gerührt, dankte der Vorsehung für diese unerwartete Hülfe, und bot seinem redlichen Dienstboten die Hälfte der mitgebrachten Summe an. Allein diese weigerte sich standhaft, und erklärte, daß sie durch Handarbeit sich wohl zu nähren hoffe, und nebenzu ihn, so viel möglich, pflegen und warten wollte; welches sie noch jezt redlich thut.

Eine tüchtig bestrafte Gespenstergeschichte.

(Siehe die gegenüberstehende Figur).

In Deutschland spielten vor mehrern Jahren drey Diebe eine artige Gespenstergeschichte, die ihnen aber sehr übel bekam. — Der eine kleidete sich nehmlich als der Teufel — der andere als der Tod — und der dritte als ein guter Engel an. So verlarvt kamen sie in einer Nacht in das Haus eines sehr reichen Mannes, in der Absicht sich seines Geldes zu bemächtigen. Der maskierte Teufel gieng zuerst vor das Bette des Reichen, jagte ihm Schrecken ein, und citierte den Tod, der sich auch sogleich stellte, gegen den reichen Mann zugieng, und ihm mit Schlägen drohete. Nun erschien aber der gute Engel, und stellte sich zwischen Tod und Teufel — wehrte beyden, daß sie dem im Bette liegenden kein Leid zufügen möchten, und sprach zu dem Beängstigten also: „Dein Gebet ist „vor Gott kommen, und ihm angenehm, wofern du nur deinem Gelde entsagest, denn sonst würde deine „Seele verloren seyn.“ Tod und Teufel fiengen hierüber, daß sie den Reichen jezt nicht kriegen sollten, heftig zu heulen an, vergaßen sich aber dabey, und trieben es so arg, daß die Bedienten und übrigen Bewohner des Hauses es hörten, Lärm machten, da man denn alle drey erwischte, und sie arretirte. Die Sache wurde untersucht, und — Tod — Teufel und Engel gehenkt — wohl gemerkt! — in eben den Larven gehenkt, in denen sie jenes Spiel getrieben hatten.

Die

Die tüchtig bestrafte Gespenstergeschichte.

Zink. Bott (1796.)

Eine Teufelsgeschichte.

Ich bin ein Freund der Jagd, und schieße für mein Leben gern ein Häschen. Um mir dieses Vergnügen nun zu machen, gehe ich zuweilen mit dem Jäger auf hiesigen Anstand. Aber hören Sie nur, was mir vor etlichen Jahren bey dieser Gelegenheit paßirte. Ich gieng, weil der Jäger andre Geschäfte hatte, an einem Herbsttage, gegen Abend, als sich die Sonne neigte, einmahl ganz allein auf den Anstand, und zwar an einen Ort, von dem in unserer Gegend allgemein gesagt wird, daß in demselben der Teufel sein Spiel leibhaftig treibe, so daß niemand aus demselben ungehudelt wieder wegkame. Weil ich aber nun an so etwas gar nicht glaube, und weil dieses Geredes wegen, niemand gern von diesen Ort gehet — es also viele Hasen in demselben gibt — so wählte ich mir ihn für diesen Abend recht absichtlich, und setzte mich, weil ich von einer Reise, die ich an diesem Tag gemacht hatte, müde war, auf eine Anhöhe, zwischen zwey Bäume, so daß ich ziemlich weit um mich sehen konnte. Was geschah? Es war noch etwas zu früh, die Sonne noch nicht untergegangen, die Hasen giengen also noch nicht aus ihren Lagern — hier saß ich nun — und hatte bey mir selbst ungefehr folgende Betrachtungen: „Sind das nicht Narren — dachte ich — „die an Gespenster und Teufelsgeschichten „glauben, die sich daher fürchten, an so „einen Ort, wie dieser ist, nicht allein „zu gehen. — Hier ist's so schön, so angenehm! Tausend Menschen nähmen „aber nicht, wer weiß wie vieles Geld, und „setzten sich jetzt allein hierher — u. s. w.

Diese und dergleichen tausenderley Betrachtungen beschäftigten mich lange. — Um mich herum war es stille — und wurde es immer mehr und mehr. — Ich hörte und sah nichts von einem Hasen — lange nicht. Auf einmahl wurde ich aber mir gegenüber eine tüchtige Katze hinter einem Busche gewahr. Wart — dachte ich — dir will ich helfen. Ich nahm also meine Flinte, schlug an, und war schon so weit, daß ich abdrücken wollte, als sich auf einmahl die Katze in die Höhe bäumte, auf die hintern Füße trat, so entsetzlich schäumte und sich gebährdete, daß ich erstaunte, bestürzt mein Gewehr wieder niederlegte, und mich besann, ob ich das Thier schießen wollte oder nicht. Es ist doch kuriös — werden Sie sagen, aber hören Sie nur — es gieng noch kurioser — denn während diesem entstund auf einmal so ein erschrecklicher Sturm, daß sich die größten Bäume, die um und neben mir standen, mit ihren Gipfeln bis auf die Erde beugten, so, daß ich meinen Kopf hielt, und den Körper drehen, wenden und krümmen mußte, so gut ich konnte, damit sie mich nur nicht treffen und in Grund und Boden schlagen möchten. Daß mir dabey angst und bange wurde, können Sie ohne meine Versicherung glauben — allein das Maaß meines Schreckens war noch nicht voll, denn kaum hatte dieser Sturm eine Minute getobet, so war ich mit so einer Menge Katzen umgeben, daß ich glaube es beschwören zu können, es waren ihrer

mehr

mehr als tausend. — Und wie diese es trieben, wie sie sich bissen, wie sie über meine Füße sich beißend wälzten, und welch Geschrey sie dabey machten, das kann ich Ihnen wahrlich nicht beschreiben, auch nicht sagen, wie mir's dabey zu Muthe war, denn dazu fehlen mir Worte.

Eine halbe Stunde mochte nun dieser Teufelsspektakel wohl gedauert haben, als auf einmahl die Katzen verschwanden, der Sturm sich legte, und alles außer mir, nur nicht in mir, wieder so ruhig war, wie vorher. Unter mir saßen jetzt zwar zwey Hasen, gegenüber kam auch einer anmarschirt, allein das Schießen war mir vergangen, denn Angst und Schrecken hatten mich so angegriffen, daß ich in einer halben Stunde nicht aufstehen konnte. Doch schadete es mir nachher — worüber ich mich heute noch wundere — nichts.

Aber wie gieng denn dieß alles zu? Auch natürlich? Ja! — Sinnen Sie einstweilen darüber nach, und sehen Sie, ob Sie es errathen können.

Elend aus Unwissenheit.

Ohnweit W. . . . lebt ein gewisser höchst elender Mann, welcher auf folgende Weise zu seinem Unglück gekommen ist. In seiner Jugend fuhr er nehmlich nebst seinem alten Vater, mit einem Karrlein, das sie selbst zogen, nach B. . ., um daselbst Salz zu holen. Schwarze Wolken droheten auf ihrer Rückreise einen heftigen Regenguß. Um diesem zu entgehen, strengten sie, in der Hoffnung, ein Dorf zu erreichen, wo sie den kommenden Sturm vorüber gehen lassen wollten, beyde ihre Kräfte an. Sie gelangten mit äusserster Anstrengung ihres Vermögens in einen Wald. Die schwarzen Wolken trennten sich, ohne Regen zu geben. Sie legten sich beyde an einen schattigten Ort, wo sie ein wenig ausruhen wollten. Das Blut kochte in ihren Adern — ganz durchnäßt von Schweiß waren die Kleider — beyde lechzten nach einem Trunk, der ihren heftigen Durst löschen sollte. Der Vater gieng daher in das Dorf, um Wein zu holen; allein er bekam keinen, denn es war in diesem Dorf kein Wirthshaus. Mißmuthig und noch heftiger dürstend, wollte er also wieder zu seinem Sohne zurückkehren, und ihm diese traurige Nachricht bekannt machen; — dieser aber hatte, zu seinem grössen Unglück, schon den Durst gelöscht — aber auch zugleich damit den Grund zu einem siechen und höchst elenden Leben gelegt.

Kaum war der Vater nehmlich fort, um einen Trunk zu holen, so kam ein Knabe, welcher Wasser geholt hatte, gegangen; diesen fragte er, was er denn in dem Krug habe? — er konnte ihm kaum geantwortet haben, daß es Wasser sey, als er auch schon am Kruge hieng, und das eiskalte Wasser in sich hineinschüttete. Nach vollbrachter That kam nun der Vater mit trauriger Miene zurück, und verkündigte, daß er nichts erhalten könnte. Mit Freuden eröffnete der Sohn dem Vater, daß er getrunken habe, wodurch er überaus wäre erquickt worden. Beyde Unwis-

wissende dachten aber nicht an die traurigen Folgen, die daraus entspringen würden, warteten noch eine kurze Zeit, und wollten dann fort. Der Vater brach auf, aber der Sohn konnte kaum aufstehen, und nach Hause gehen, denn immer schien es ihm, als wollte das Fleisch von seinen Knochen herabfallen. Des andern Morgens konnte er gar nicht aufstehen, denn alle seine Glieder waren gelähmt. Man that zwar alles mögliche, ihm wieder zu helfen, aber alles war vergebens, und immer beseufzt er noch sein trauriges Loos, das er sich durch Unwissenheit zugezogen hat — denn er kann bis diese Stunde nichts mehr arbeiten — man muß ihn aus- und anziehen — oft hat er ein schmerzhaftes Reissen in allen seinen Gliedern — und das ist alles Folge — eines einzigen Trunks bey erhitztem Blute.

Wenn Euch also Euere Gesundheit werth ist, liebe Landleute, so hütet Euch, wenn ihr stark erhitzt seyd, sogleich Wasser zu trinken; — denket jedesmahl an die Geschichte dieses unglücklichen Menschen.

Die Tobackspfeife.

„Gott grüß euch, Alter! — schmeckt das Pfeifchen?
Weißt her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon, mit goldnen Reifchen! —
Was wollt ihr für den Kopf?

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kömmt vom brävsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bey Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mähn.

Ein andermahl von euern Thaten,
Hier, Alter, seyd kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für euern Pfeifenkopf.

Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur: Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel,
Er hätt' es auch gethan,
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel,
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein; vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld,
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der dreymahl Plündrung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß.

„Ihr rührt mich, Freund, bis zu den Zähren;
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren,
Und ihn beneiden kann."

Man hieß ihn nur den tapfern Walter:
Dort lag sein Gut am Rhein.
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.

Kommt, Freund, ihr sollt bey mir nun leben!
Vergesset eure Noth;
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben,
Und eßt von Walters Brod."

Nun topp! Ihr seyd sein wahrer Erbe!
Ich ziehe Morgen ein,
Und euer Dank, soll wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife seyn.

Elisabeth Cazotte.

Kindliche Liebe und zärtliche Sorgfalt für das Leben und die Rettung eines Vaters, der in Gefahr schwebt, von den wüthenden Händen von Bösewichtern gemordet zu werden, in einem solchen Maaße bewiesen, wie Elisabeth Cazotte es that, macht diese edle Tochter ja wohl werth, daß ihres Nahmens Gedächtniß auch in unserm Calender aufbewahret werde. Um das Große ihres Betragens zu schildern, muß ich eben die Geschichte, bey welcher sie sich groß zeigte, die Geschichte ihres Vaters in seinen letzten Lebenstagen, kürzlich berühren. Dieser Mann, ein beliebter Schriftsteller, ein vortreflicher Ehemann, ein zärtlicher Vater, ein Wohlthäter, ein treuer Unterthan seines Königs, lebte, als die französische Revolution ausbrach, in einem hohen Alter, still und eingezogen, in dem glücklichen Schooße seiner tugendhaften Familie zu Pierry in Champagne. Unmöglich konnte ein Mann von seinem Verstande und seinem guten Herzen, den Unternehmungen der Feinde seines Königs seinen Beyfall geben, und bey dem Unvermögen etwas gegen sie zum Besten seines Vaterlandes zu bewirken, schränkte er sich lediglich darauf ein, seine Klagen und seine Schmerzgefühle schriftlich mit einem Freunde in Paris zu theilen. Dieser begieng die Unvorsichtigkeit, die erhaltenen Briefe aufzubewahren, und da er als ein Diener seines Königs an dem schrecklichen 10ten August 1792 arretirt wurde, so fand man zwanzig Briefe von Cazotte, von denen einige von seiner Hand, andere durch ihn diktirt, von seiner Tochter geschrieben waren. Dieses vortrefliche Mädchen war 19 Jahr alt, sehr schön und ein Muster kindlicher Liebe. Kaum waren 8 Tag nach der Verhaftung des Freundes in Paris verflossen, als Cazottes Haus von einer starken Wache umzingelt ward. Der Anführer dieser Wache, Vigneux, ein alter Freund des Cazotte, fand die Familie beym Mittagessen, wozu er auch herzlich eingeladen wurde. Vigneux zeigte ihnen mit weinenden Augen

Verhaftsbefehl, wobey aber der Schmerz seine Standhaftigkeit übermannte; Er fiel in Ohnmacht. Vater und Tochter wurden nun nach dem Gefängniß in der Stadt Epernay gebracht. Bald nachher kam der Befehl, sie nach Paris zu bringen. Der Präsident des Distrikts von Epernay hatte ehemahls das junge Mädchen zu seiner Gattin gewünscht, und um ihre Hand angehalten. Sie war ihm aus triftigen Gründen verweigert worden, und jezt zeigte sich diesem Rechtswürdigen der Zeitpunkt der Rache. Der Unmensch befahl, die beyden Gefangenen auf einen Karren zu setzen, und sie so von einem Gefängniß zum andern nach Paris zu schleppen. Vigneur, der nichts für sie thun konnte, zitterte vor der Gefahr, welcher beyde, besonders die schöne Elisabeth, unterwegs ausgesetzt waren; er nahm daher eine Post-Chaise und begleitete sie nach Paris. Diese Vorsicht rettete das Leben der Gefangenen in den Städten Chateau-Thierry und Meaux, wo das aufgehetzte Volk ihre Köpfe verlangte. — Als sie in Paris ankamen, hatten sie das Schicksal aller damahls Verhafteten. Nach vielem Hin- und Herschleppen wurden sie in einen Kerker gebracht, wo man die Gefangenen sammelte, und wo diesen Unglücklichen die feuchten Steine in den schmutzigen Gängen zum Ruheorte angewiesen wurden. Hier blieben Cazotte und seine Tochter zwey Tage und zwey Nächte, da sie dann zum Verhör kamen, und nach einem der Hauptgefängnisse, nehmlich der Abtey, gebracht wurden. Die schöne Elisabeth wurde jedoch am 26. August freygesprochen. Diese Freyheit aber achtete das edle Mädchen ohne ihren Vater für nichts; sie wollte daher den scheußlichen Kerker nicht verlassen, und lag deßhalb die Richter so lange mit Flehen und Thränen an, bis man ihr Gesuch gewährte. Unsre Leser werden sich noch der schrecklichen Mordszenen in den ersten Tagen des Septembers 1792 erinnern. Jene berüchtigten Marseiller, von deren Greuelthaten uns die Zeitungen damahls viel erzehlten, besuchten oft die Gefängnisse. Es gelang der Elisabeth, durch die Zärtlichkeit für ihren Vater, durch ihre reizende Gestalt und einnehmende Reden, diese Menschen zu gewinnen. Sie versprachen ihr, den so geliebten Vater zu schützen. Als nun der fürchterliche 2te September, der so vielen hundert rechtschaffenen Menschen das Leben kostete, erschien, wurde auch er vor's Gericht geführt, und ihm das Todesurtheil gesprochen. Schon waren die Schwerdter gezückt, ihn zu durchbohren, als die Tochter sich an den Hals des Greises warf, ihre eigene Brust den Mördern vorhielt, und ihnen zuschrie: „Mir müßt „ihr erst das Herz durchbohren, ehe „ihr meinen Vater mordet.“ Man hält ein. Die Marseiller erkannten das liebe Mädchen, und riefen: „Gnade!“ ein Ausruf, der von allen Seiten wiederhallte. Die vor Freuden taumelnde Tochter vergißt alle Delikatesse, umarmt die von Menschenblut triefende Mörder, und so im blutenden Gewande führt sie ihren Vater triumphirend nach Hause. Ihre zärtliche Kindesliebe, ihre Schönheit, Muth und Tugend machten einen solchen Eindruck auf die Zuschauer und Mörder, daß Vater und Tochter vom Volke umringt wurden. Man rief ihnen zu: „Nennet uns eure Feinde, und

wir

wir wollen euch rächen.“ Die Antwort des Greises war lächelnd: „Wie sollte ich „deren haben, denn nie habe ich jemand „was zu Leide gethan.“

Die Geschichte war jedoch noch nicht zu Ende. Der Maire Pethion hatte sich in den Briefen des Cazotte beleidigt gefunden, und dürstete nach blutiger Rache. Er war wüthend, daß man den Greis losgesprochen hatte, und auch seine damahligen Helfershelfer, die Jakobiner, zeigten laut ihre Unzufriedenheit. Cazottes Freunde zitterten für ihn, und wollten ihn heimlich aus Paris entfernen; allein er wollte nichts davon hören, und behauptete, es würde eine Schande für ihn seyn, in seinem hohen Alter die Rolle eines Flüchtlings zu spielen. Am 12ten September, nach einer neuntägigen Freyheit, erscheint ein Soldat vor ihm, mit einem von Pethion unterzeichneten Verhaftsbefehl. Er sagt, er hätte einen Miethswagen, und wollte ihn vor die Municipalität oder den Magistrat, (an dessen Spitze Pethion damahls stand) führen. Die Tochter setzte sich zu dem Vater in den Wagen, so sehr sich auch der bewaffnete Kerkerknecht dagegen sträubte. Man kam vor dem Gefängnisse der Conciergerie an, Cazotte wurde hineingestossen, allein seiner Tochter wird unter den gröbsten Brutalitäten durchaus der Eingang verweigert. Sie läuft nach dem Rathhause, sie eilt zum Minister. Ihre Reize, ihr Geschrey, ihr Flehen, erringen ihr endlich die Erlaubniß, ihren Vater im Gefängnisse bedienen zu können; eine Pflicht, die sie auch bis zu seinem letzten Augenblick erfüllte! Der unglückliche Vater sah seinem unvermeidlichen Tode standhaft entgegen. Er tröstete seine in Thränen zerfließende Tochter, bat sie, ihre Gesundheit und ihr Leben für ihre Mutter zu erhalten, und bey seinen Freunden sein Andenken zu erneuern. Bald nachher erfolgte sein Verhör. Die Richter erstickten die Stimme der Menschlichkeit, und hörten durchaus nicht auf seine Vertheidigung. Sie sprachen sein Todesurtheil u. bewilligten ihm kaum eine Frist von 3 Stunden, die der von dem langen Verhör ganz entkräftete Greis, in einem Winkel ausgestreckt, mit Schlummern zubrachte. Elisabeth war in dieser Zeit nicht müßig gewesen. Man hatte ihr gesagt, daß ihr Vater nach den Gesetzen sterben müßte, daß es aber nicht unmöglich sey, noch Gnade zu erlangen. Auf diesen Wink eilte sie, die Marseiller aufzusuchen, und bediente sich aller nur ersinnlichen Mittel, um ihren geliebten Vater aus den Klauen seiner Henker zu befreyen. Ihr Herz war voll froher, süßer Hoffnung, in dem Augenblick aber bemächtigte man sich ihrer und sperrte sie so lange ein, bis die Ermordung ihres guten Vaters ihr auch die Möglichkeit benahm, für ihn etwas zu thun. Man denke sich ihr Entsetzen, als sie bey ihrer Entlassung diese schreckliche Entdeckung machte. Sie überlebte nicht lange ihren Vater, Gram und Herzeleid brachten sie in's Grab.

Ibrahim.

Auch unter den Völkern, die wir uns unter dem allgemeinen Gesichtspunkte eines Haufens roher Barbaren vorstellen, gibt es edles ächtes Menschengefühl. Ibra-

him,

him, ein Algierer, also ein Einwohner jener Staaten, deren Beschäftigung die Seeräuberey ist, soll den Beweis geben. Als Ludwig der XIV. Algier bombardieren ließ, um, wo möglich, das Meer von diesen grausamen Räubern zu reinigen, befahl der wüthende Dey, oder Regent von Algier, von blinder Rachsucht angetrieben, daß alle Christensclaven vor die Kanonen gestellt, und die Köpfe dieser unglücklichen Schlachtopfer abgeschossen werden sollten. Unter vielen andern wurde einer der Unglücklichen an eine Kanone geschlossen, und schon sollten seine Glieder zerschmettert und umher gestreut werden, als ein algierischer Offizier, eben unser Ibrahim, hervorsprang und, halt ein, rief. Mit Thränen in den Augen stürzte er dem Dey zu Füßen — Begnadige diesen Christen, rief er. — Der Dey: Was hindert dich, meine Befehle zu vollstrecken? — Ibrahim: Die Erkenntlichkeit. Dieser Unglückliche ist mein Wohlthäter, er hat mir einst in einem Gefechte, wo die Ungläubigen siegten, das Leben gerettet. — Der Dey schlug ihm seine Bitte rund ab; Ibrahim stellte sich nun vor die Kanone. Nun denn, rief er aus, indem er den Unglücklichen umarmte, ich werde mit ihm sterben, mein Kopf wird zuerst fliegen. — Der Dey widerstand der Menschlichkeit nicht länger; er ließ den Sclaven losschließen, übergab ihn dem Ibrahim, und sagte: Er sey dein Gefangener! Freudig umarmte nun der Afrikaner den Sclaven. Weil du nun mein bist, sagte er, will ich dir vergelten, was du mir thatest: sey frey, und gedenke, daß ich ewig erkenntlich seyn werde.

Schöne That des biedern Prinzen Wilhelm von Braunschweig.

(Siehe die gegenüber stehende Figur.)

In dem am 14ten August 1794 bey dem Dorfe Sainghin vorgefallenen Scharmützel ward der Husar Bergers, ein wackerer Soldat, von der Schwadron des Obersten Blücher, durch eine Kugel tödlich verwundet, daß er vom Pferd stürzte. Der Prinz Wilhelm sah diesen Mann fallen, sprang sogleich vom Pferde, und trug mit der größten Vorsicht den tödlich Verwundeten auf dem Rücken aus dem Getümmel, und übergab ihn dem Feldscherer. Nach Verrichtung dieser menschenfreundlichen Handlung schwang er sich wieder auf sein Pferd, und verfolgte den Feind. Der Verwundete starb aller angewandten Vorsicht ungeachtet, einige Stunden nachher, und segnete noch in seinen letzten Augenblicken den edlen Prinzen.

Noch eine Kur durch Betrug.

In *** lebte ein Mann, welcher sich einbildete, er habe ein lebendiges Thier im Leib. Wenn der Paroxismus — oder der Anfall dieser Einbildung — kam, so hielt er sich mit beyden Händen an dem Tisch, und erzählte, wie sich dieses Thier in seinem Leib bewege, und Angst und Schmerzen verursache. Unter diesen Umständen konnte er beynahe ein Vierteljahr hin-

Schöne That des biedern Prinzen Wilhelm von Braunschweig.

Zink. Bott. (1796.)

hindurch seine Berufsgeschäfte nicht verrichten, und doch sahe man ihm nichts weniger als eine Krankheit an. Ich gieng eben damahls, als dies geschahe, in Geschäften zu einem meiner Freunden, der in dem gleichen Haus wohnte, und besuchte, so oft es die Zeit erlaubte, diesen vermeintlichen Kranken, wobey ich jederzeit wahrnahm, daß dieser Mann gut essen, trinken, und – nach seiner eigenen Versicherung – die ganze Nacht hindurch auch ruhig schlafen konnte. Dies brachte mich denn auf die Vermuthung, daß dieses Mannes Krankheit blos eingebildet sey — und suchte ihn daher, um eine Probe zu einer Kur mit ihm zu machen, zu bereden, daß er sich eine Purganz kommen lassen, und sie einnehmen möchte. Ja ich erbot mich selbst, deswegen zu einem Arzte zu gehen, diesen darüber um Rath zu fragen, und wenn er es verlange, auf den nächsten Morgen selbst die Purganz mitzubringen. Unser Mann nahm mein Anerbieten mit Dank an, und ich gieng also zum Arzte. Dieser machte mir nun zwar Anfangs einige Einwendungen; allein ich begegnete ihnen mit Gründen, und brachte es endlich bey ihm dahin, daß er mir eine tüchtige Purganz verschrieb, und versicherte, daß sie wenigstens nicht schädlich sey. Ich mußte nun – wenn ich meinen Versuch ausführen wollte – mich, weil er keine Frau hatte, mit seiner Magd bereden, und derselben meinen Anschlag entdecken, mit der Bitte, daß sie eine Falle aufstellen, und sich bemühen sollte, bis Morgen eine Maus zu fangen. Dies geschah auch, und am andern Morgen sagte ich ihr nun, sobald der gute Kranke die Purganz eingenommen haben würde, die Maus in den Nachtstuhl zu werfen. Auch dies that sie, und als unser Mann ungefehr drey bis viermahl nach eingenommener Purganz zu Stuhle gewesen war, so kam sie in die Stube gelofen, und versicherte, daß eine todte Maus, die von ihm gegangen sey, im Geschirr liege, – erzählte dabey, daß es in ihrem Geburtsort einer Frau akkurat so gegangen, daß ihr des Nachts im Schlafe einmahl eine Maus in den Leib gekrochen und endlich wieder von ihr gegangen sey. Die vor sich liegende Maus, nebst der Erzählung seiner treuen Magd, machten nun den guten Mann vollkommen glauben, daß es wirklich also sey — daß ihm das Thier, als er des Nachts einmahl mit offenem Munde geschlafen habe, in den Leib gekrochen — jene Schmerzen verursachet habe, und jetzt wieder von ihm gegangen sey. — Den Tag darauf besuchte ich ihn, wo er mir alles ausführlich erzählte, und mir unter vielen Lobsprüchen versicherte, wie wohl ihm nun wieder sey.

Man kann sich auf die Wahrheit dieser Erzählung verlassen, denn ich könnte Ort und Personen ganz nennen, wenn ich wollte. Wozu aber dies? Genug, der Vorfall beweiset, was die Einbildungskraft eines Menschen vermag, wie sehr also ein jeder gegen dieselbe mißtrauisch seyn sollte.

Das unwissend große Allmosen.

Eine sehr mitleidige, rechtschaffene Schneidersfrau aus Böhmen, die obschon sie eine beträchtliche Anzahl Kinder hatte,

dennoch immer den Armen, die vor ihre Thüre kamen, reichlich mittheilte und die Nackenden kleidete; dieser braven Frau wäre ihr Eifer, Nackende zu kleiden, bald hoch zu stehen kommen. Es kamen einmahl mit dem Bettelvogt einige zerlumpte arme Soldaten daher; der einte von ihnen hatte gar keine Hosen an, und bat die gute liebe Frau, der es im Angesicht lesbar, daß sie mitleidig und barmherzig ist, um ein Paar schlechte abgetragene Hosen. Die gute Frau eilte über den Kleiderschrank ihres lieben Eheherrn, nahm da ein Paar Hosen in der Eil heraus, gab sie dem armen Soldat, und bekam dafür ein herzliches: Gott vergelts euch! — Als ihr Ehemann nach Hause kam, erzählte sie ihm von dem Elend, so sie gesehen, und daß sie einem unter den Soldaten ein Paar von seinen Hosen geschenkt habe. Der Mann fragte eilends: welche hast du dann verschenkt? Die schwarzen; du weißt, lieber Mann, daß du noch gestern gesagt hast, du seyst gar übel darin — O Weib, was hast du gethan! in den nehmlichen Hosen, die du verschenkt, befinden sich im Uhrensekel zwölf Louisd'or in Gold, die mir der Baron von H... gestern an seinen Conto bezahlte. — Hilf Himmel, schrie das gute Weib, ich unglückliche Frau, was habe ich gethan! so bring ich dich und meine Kinder durch meine Gutherzigkeit um Haab und Gut. Als eine vernünftige Frau aber, ließ sie es nicht beym Jammern und Weheklagen bewenden, sondern kleidete sich in der Eil an, eilt mit einem Paar andern Hosen dem Spital zu, wo die durchreisenden Armen eine Nachtherberge finden, gieng eilends

in die Bettlerstube, erkannte den Soldaten gleich, dem sie die Hosen geschenkt hatte, fragte ihn, um sich nicht zu verrathen: ob es ihm nicht gleich sey, diese Hosen statt deren so sie ihm geschenkt, anzunehmen, dieweil sie nicht ihrem Mann sondern einem Kundmann zugehören, ihr Mann aber sie vergeßlicher Weise in seinen Schaft gethan habe? Der Soldat sagte ihr aber, er habe die Hosen dort seinem Cameraden verkauft. Dieser nahm ohne weiters mit Freuden die Hosen so sie mitgebracht, für die erkauften an, und was das glücklichste dabey für die brave Frau war — sie fand die zwölf Louisd'or noch darin. Mit welcher Freude sie nach Hause geeilt, ist leicht zu denken. Seitdem aber durchsucht sie allemahl vorher die Kleider, ehe sie davon etwas wegschenkt; denn so einen glücklichen Ausgang konnte es nicht allemahl nehmen, wie es diesmahl genommen hatte.

Ich meinerseits bin wenigstens nicht so glücklich gewesen, da ich einen Ring, der ein Paar Duplonen gekostet hatte, in einem Paar hirschledernen Hosen, die mir zu eng waren, an einen Juden in der Meß verkaufte; ich glaubte auch so glücklich zu seyn, als die oben erwehnte Frau, und gieng zu dem Israeliten hin; aber der Schacherläugnete, er habe nichts in den Beinkleidern gefunden. Zu meinem Verlurst hatte ich noch lange eine derbe Bett-Gardine-Lektion von meiner theuern Ehehelfte auszustehen. Ich will also jedem Leser freundschaftlich anrathen, ehe er etwas von seinen Kleidern verkauft, wohl nachzusehen, ob auch etwas von Werth darin sey.

Die lustig bezahlten Holzkaperer.

In einer bekannten freyen Reichsstadt trug sich folgender artiger Spaß zu, von dem mich ein Freund benachrichtigte. Bey dem langen anhaltenden Winter des 179* Jahrs war das Holz daselbst ungemein theuer und fast nicht zu bekommen; daher die Herren Metzgermeister und Knechte daselbst oft in ihrer Fleischschaal viel von der Kälte auszustehen hatten. Sie kamen sämtlich auf den Einfall, dem so reichen als geizigen Mitmeister Goldwurm, seinen schönen Vorrath an Holz ein wenig in Anspruch zu nehmen, indem er selbst sich mit an ihrem Feuer wärmte und über die französischen Angelegenheiten kannengießerte, ohne daß es ihm je zu Sinn gekommen wäre, zuweilen ein Paar Spälten von seinem schönen buchenen Holz zu der Unterhaltung des wohlthätigen Feuers herzugeben. Sie dachten, hat er den Verstand nicht, so wollen wir uns selber helfen, trugen also von Zeit zu Zeit beym Mondschein einige Dutzend Spälten in sichere Verwahrung, so daß der Holzvorrath des Herrn Goldwurms ziemlich verringert wurde. Frau Goldwurmin, die den Defekt an der Holzbeige wahrnahm, nahm die Köchin scharf dafür ins Verhör, schalt sie wacker aus, und drohete ihr, sie aus dem Hause zu jagen, wenn sie nicht besser zum Holz Sorg tragen wolle. Die Köchin, sich ihrer Unschuld bewußt, sann auf Mittel den Grund zu erfahren, warum das Holz ohne ihr Wissen so sehr sich verminderte, schöpfte Verdacht auf die Herren Metzger, und erzählte ihrem geliebten Schatz den Vorfall. Dieser war mit ihr einig, daß niemand anders als die Herren Metzger die Urheber seyen; und da er ohnehin den Metzgern erstaunlich abhold war, weil er einst beym Tanzen mit ihnen Streit bekommen und wacker war durchgeprügelt worden, sann auf eine lustige Rache. Er nahm etwa zwölf Spälten Holz, bohrte in dieselben eine ziemliche Anzahl großer Löcher, und vermachte sie sehr geschickt wieder, nachdem er vorher die Löcher mit dem besten Schießpulver angefüllt hatte; legte dieselben wieder oben auf die Holzbeige zurecht, und freute sich schon in Gedanken des lustigen Ausgangs. Die Spälten wurden auch richtig abgeholt, und den Tag darauf ins Feuer gelegt. Kaum waren sie ein wenig angebrannt: Knall, knall! puff, paff! das angelegte Holz fuhr mit gräßlichem Knallen aus einander, versengte die Kleider, Haare und Perrüken der umstehenden Meister, Knechten und Jungen; die Hunde stellten ein grausames Geheul und Gebell an; die ganze Stadt lief zusammen, dieses Spektakel zu sehen. Hr. Goldwurm selbst kam mit einem verbrannten Rock und ohne Perrüke nach Hause, wo ihn seine theure Ehehelfte brav ausschalt, und hinzufügte: es geschehe ihm recht. Daß die Metzgerknechte nach diesem Vorfall bedächtlich untersuchten, was für Holz sie gekapert, läßt sich denken.

Freude des Lebens.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh sie verblüht.

Man

Man schaft so gern sich Sorg und Müh,
Sucht Dornen auf und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blüht. Freut euch ꝛc.

2.

Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt,
Und laut der Donner ob uns brüllt,
So lacht am Abend nach dem Sturm
Die Sonne, ach! so schön! Freut euch ꝛc.

3.

Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,
Und Gnügsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem schließt sie schnell zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte trägt! Freut euch ꝛc.

4.

Wer Redlichkeit und Treue liebt,
Und gern dem ärmern Bruder giebt,
Da siedelt sich Zufriedenheit
So gerne bey ihm an. Freut euch ꝛc.

5.

Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die Freundschaft schwesterlich
Dem Redlichen die Hand. Freut euch ꝛc.

6.

Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und streut ihm Blumen bis ins Grab,
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht! Freut euch ꝛc.

7.

Sie ist des Lebens schönstes Band,
Schlägt, Brüder, traulich Hand in Hand.
So wallt man froh, so wallt man leicht,
Ins bessre Vaterland!
Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Eh sie verblüht.

Der spekulative Müller.

Im Städtlein W*** im Canton Bern, hat sich ein gewisser Müllermeister durch folgende Spekulation würdig gemacht, im Hinkenden Bott als Muster der Nachahmung aufgezeichnet zu werden. — Dieser einsichtsvolle kluge Mann war nicht zufrieden, daß er mit Ankauf der Pferden für die Rechnung eines weltberühmten Lehnkutschers in B. ein Beträchtliches gewann; nicht zufrieden, daß er seinen Kunden Krüsch für Mehl verkaufte; seine Habsucht gieng noch weiter. Er dachte nach, und kam auf den glücklichen Einfall, er könne ein Beträchtliches mit dem Besenhandel gewinnen. Im Welschland sind die Bäsen verdammt theur, Cäthi, (sagte er zu seiner Hausfrau) ig kan dir me als z'halben druß gwinnen, ig muß jez denn ins Welschland für üse Wirth ga Wy reiche; wie wärs, wenn Z'fuhrfaß mit Bäsen afüllen thäte? Heß recht, Kasper, antwortete die über diesen klugen Einfall höchst erfreute Hausfrau, — und nun setzte sie alle Besenbinder im ganzen Städtlein und umliegenden Dorfschaften in Bewegung; allein die Zeit war zu kurz, wie wir zum Glück von dem Müller bald hören werden. Das Faß wurde also nur halb mit Besen angefüllt, und mir nichts, dir nichts, damit ins Reifthal gefahren. Wer aber vergaß die Besen wieder aus dem Faß zu nehmen, das war Joseph, des Müllers Bruder, dem er doch die gemessenste Ordre ertheilt hatte, recht viel auf den Besen zu gewinnen. Das Faß wurde mit sechs batzigem Wein, so viel als der Raum gestattete, angefüllt. Die Besen, gleich den

durstigen

durstigen Hupern, schlürften des edlen Rebensafts die Menge ein, und als das Faß zugefüllt, wurde angespannt und frohlockend die Rückreise nach W. angetretten. Aber welch Erstaunen überfiel den Wirth und den Fuhrmann Joseph und sein Bruder Caspar, als sie den Wein kosteten, und derselbe eine höchst unangenehme grüntschelige Kust hatte; jetzt erst fiel es Joseph ein, daß er vergessen habe das Faß zu leeren; schrecklich gieng ihm nun über den unangenehmen Geschmack des Weins ein Licht auf; er gestund seinem Bruder den Fehler, so er begangen; dieser schäumte vor Zorn und Wuth, wünschte seinem unglücklichen Bruder alle Uebel auf den Hals; der Wirth wollte den Wein nicht annehmen, und Herr Caspar mußte den Wein bezahlen; den Fuhrlohn, und noch oben drein Schimpf und Spott, an ihm selbst haben. Ich habe aber seither vernommen, daß er einen nahmhaften Gewinn mit alten magern Pferden gemacht hat, der ihm seinen Schaden wegen dem Wein in etwas wieder vergütete.

Auflösung der hievor (auf dem G Bogen) erzählten Teufelsgeschichte.

Letzthin als ich einem Bauer diese Teufelsgeschichte zu lesen gab, wollte er nicht glauben, daß diese Geschichte natürlich zugegangen sey; ich hatte aber selbiges mahl keine Zeit mit ihm darüber zu sprechen, und sagte ihm, daß er nächsten Dienstag wieder kommen sollte. Er stellte sich auch richtig ein, und da erfolgte folgendes Gespräch:

Bauer. Guten Tag, Herr Calendermacher.

Calendermacher. Schönen Dank, Nachbar.

Bauer. Ich wollte mich noch einmahl erkundigen, ob die Katzengeschichte wahr sey, die er mir vor einiger Zeit zu lesen gegeben hat.

Cal. So wahr, als ich jetzt hier vor ihm stehe.

Bauer. Nun so frag ich euch, obs euer Ernst ist, wenn ihr behaupten wollet, daß sie natürlich zugegangen ist?

Cal. Mein vollkommener Ernst.

Bauer. Aber wie? das möcht ich doch wahrlich wissen.

Cal. Das kann ich ihm ganz zuverläßig sagen, weil mir die ganze Geschichte selbst passirt ist. Sieht er! ich hatte an jenem Tage, da sie vorgieng eine Reise gemacht — war müde — setzte mich daher nieder — mußte, weil die Sonne noch nicht untergegangen war, lange da sitzen, ohne etwas von einem Hasen zu hören oder zu sehen — hatte auf der einen Seite meine Betrachtungen über Teufelsunfug, auf der andern war mein Geist gespannt auf seinen damahligen Lieblingsgegenstand, und — ohne es selbst zu merken — schlief ich ein. Mein Geist dachte fort, dachte ganz — ohne Stillstand fort, seine Einbildungskraft mahlte dabey die Gegend, in der ich war, so vollkommen, daß nicht das geringste an ihr fehlte oder zu viel war. So entstanden jene Schreckbilder, die erste Katze, dann der entsetzliche Sturm, nachher die unzählichen lermenden Katzen, und so überhaupt jener schreckliche Traum, der mich so angriff, so ängstigte, daß ich, beym Wiedererwachen, am ganzen Leibe zitterte und bebte,

in einer halben Stunde nicht aufstehen, und nachher kaum nach Hause gehen konnte.

Bauer. Das will mir nicht recht in den Kopf.

Cal. Warum nicht? Nichts ist leichter zu begreifen, als dieses, denn das, womit sich der Geist bey wachendem Körper beschäftigt — und zwar vorzüglich — mit Anspannung und Theilnahme beschäftigt, das kommt uns gewöhnlich im Traume vor. Das Eigene dieses Traumes war das, daß sein Schauplatz auch akkurat diejenige Gegend war, in der ich mich wirklich befand. Denn es hätte mir das nehmliche und noch entsetzlichere Dinge träumen können — aber mein Geist mich dabey in eine andere Gegend versetzen dürfen, so wäre es gar nicht auffallend, und der Traum handgreiflich gewesen.

Bauer. Ein Traum kann's auf diese Art nun wohl gewesen seyn, ob's aber auch wirklich einer gewesen ist? das ist eine andere Frage.

Cal. Ganz gewiß: denn wäre der Sturm wirklich, außer mir, in dieser Gegend da gewesen — hätten wirklich so viele Katzen außer mir, so einen entsetzlichen Spektakel um mich herum gemacht, nun so würden sich wahrlich nicht zwey Hasen unter mir hingesetzt haben, auch nicht ein anderer gegenüber mir herummarschiert seyn; denn man weiß ja, wie die Hasen ausreissen, wenn sie nur etwas ihnen ungewöhnliches hören oder sehen.

Bauer. Ja, vielleicht hat nur Er allein etwas davon gehört und gesehen?

Cal. Dies ist unmöglich, eben so unmöglich, als wenn wir jetzt unserer Sechs mit guten Ohren hier in dieser Stube wären, und er schrie aus vollem Halse: Feuer! und es sollte es nur Einer hören; oder wenn er sich wie ein rasender Mensch in der Stube herumwälzte, und es sollte es doch nur Einer sehen. Und wenn er an den Hasen nicht genug hat, so muß ich ihm noch sagen, daß ungefehr 200 Schritte hinter mir, auch ein Mensch, ein guter Freund von mir stand, — der außer Hasen und Kaninchen ebenfalls nicht das geringste Ungewöhnliche gehört oder gesehen hat. Ja ich bin nachher, gleich den dritten Abend darauf, und seither mehrmahlen wieder ganz allein an diesen Ort gegangen, und habe — nie etwas anders gehört oder gesehen, als was ich zu sehen oder zu hören wünschte.

Bauer. Auf die Art gieng nun diese Geschichte, die erschrecklich klingt, wenn man sie hört, sehr natürlich zu.

Cal. Und so, glaub ich, geht in der Welt alles, es mag auch noch unbegreiflicher scheinen oder seyn, ganz natürlich zu, nur daß wir die Art und Weise nicht immer wissen.

NB. Wer von meinen resp. Lesern mir dergleichen auffallende, aber natürliche Teufelsgeschichten, für die zukünftigen Calender mittheilen will, dem werde ich und das Publikum dafür danken.

Eine sehr kluge Antwort.

Vor einem Jahr galt das Schlachtvieh so ausserordentlich viel, daß man bis auf 50 Duplonen für ein Paar nicht gar fette Ochsen zahlte. Ein Bauer aus K. dem das schöne Geld, welches man ihm für seine

zwey

zwey Paar Stieren anbot, in die Augen leuchtete, — denn was ist einem habsüchtigen Bauern nicht feil, wenn's wohl giltet! — nun ein solcher, was ich sagen wollte, verkaufte seine zwey Paar Ochsen um 50 neue Duplonen, ohne zu bedenken, daß er in den nächsten Tagen ackerieren mußte; es stellte sich just sehr schönes Wetter ein, alles war mit Ackerfahren beschäftigt; aber unser Einfaltspinsel hatte seinen Ackerzug verkauft. He Grichtsäß B. . . etlehnt mer syni Stiere scho. Aber was gab Grichtsäß B. . . dem Bauern zur Antwort, als er ihm seine Ochsen zu leihen bat? — Du allerwelts Gäff, hättest dyne Stieren nit verkauft; fahr jetz mit dyne Duplonen, wo de us de Stieren glöst hest, z'Acker, myne Stiere müeße werchen gnue; — und damit mir nichts, dir nichts, schlug er ihm die Thüre vor der Nase zu.

Schönemann,

(Siehe die gegenüber stehende Figur.)

Der Sohn eines Kaufmanns zu Hüningen im Elsaß. Seine That darf nur kurz erzählt werden, um das Große derselben, und die Wichtigkeit seines Verdienstes um seine Mitmenschen zu fühlen. Vor einigen Jahren verwüstete ein toller Wolf die ganze umliegende Gegend, und zerriß oder zerbiß viele Menschen, so daß sie auf eine schreckliche Art von der Wolfswuth angesteckt wurden, und man bey allen Versuchen, sie wieder herzustellen, ohne allen Erfolg arbeitete, und deshalb genöthigt war, diese Elenden ihrem Schicksal zu überlassen, welches sie aber wegen der Heftigkeit der Krankheit nicht lange überlebten. Einst gieng unser Schönemann — er war ein Jüngling von 19 Jahren, die Freude seiner Eltern, und der Liebling aller, die ihn kannten, — vor dem Thore spazieren. Der schöne heitere Abend veranlaßte ihn, sich in das Grüne niederzusetzen, und in einem nützlichen Buche zu lesen. Kaum hatte der Jüngling eine Viertelstunde gesessen, als der hinter dem Gebüsche verborgene wüthende Wolf plötzlich hervorsprang, über ihn herfiel, und ihm einige heftige Bisse gab. Weit entfernt aber, dem Schrecken unterzuliegen, trotzt der junge Held der Gefahr, und suchte sich nur des Thieres zu bemächtigen. Er faßte es endlich mit kräftigem Arm, ob dieser gleich vom Wolfe zerfleischt war, und rief der in der Nähe stehenden Schildwache zu: Schieß auf die Bestie, und wenn du mich auch treffen solltest; mein Tod wird doch vielen Andern nützlich seyn. Der Soldat gab Feuer, und freuete sich, da er den Wolf allein tod zur Erde fallen sah. Aber der edle junge Mensch war elend zerfleischt worden; alle Hülfe, ihn zu retten, vergebens, und man sah sich in der schrecklichen Nothwendigkeit, ihn dem traurigen Schicksale der andern, die gebissen worden, zu überlassen. Als er starb, sagte er standhaft: O, ich sterbe freudig, denn ich habe mein Vaterland von einer fürchterlichen Plage befreyet!

Schöne-

Schönemann.

Zink. Bott (1796.)

Die Schleichhändlerin.

Verdient auch einen Platz in unserm Hinkenden Bott. Dieselbe trug von J. nach B. einen lebendigen Hahn unter dem Kittel, weil sie gehört hatte, daß das Hahnenfleisch dort wohl bezahlt werde; und damit der Zollner oder Inspektor denselben nicht in Beschlag nehme, hatte sie den Hahn so sorgfältig verwahrt. Der Inspektor, der eine gute Nase hatte, merkte gleich Unrath; er sah etwas unter dem Kittel sich bewegen, redete die Frau rauch an: Ihr heyt gewiß verbottene Waar unter dem Kittel? Ne, ne, Herr Spekter, g'wiß nit. — Indem fieng zu der Frauen Unglück der Hahn unter dem Kittel sehr vernehmlich zu krähen an; — Aha, füren mit — und mir nichts, dir nichts, mußte die Frau den Hahn hergeben. Der Inspektor versprach der Bauernfrau, den Hahn bis zu ihrer Rückkehr von B. aufzubewahren; allein er hielt nicht Wort, sondern als die Frau wiederkam, um den Hahn in Empfang zu nehmen, fand sie denselben gekocht auf dem Tisch des Inspektors; allein wer auch keinen Bissen davon bekam, war die gute Bäurin aus J. die nun ohne Hahn und ohne Geld — Spott und Hohn zum Geleit — nach ihrem Dorf zurückkehrte.

Der betrunkene Schulmeister.

Ein wohlachtbarer Schulmeister, der zugleich auch Chorrichter war, betrunke sich einsten bey einer Seckelmeister-Rechnung so derb und tüchtig, daß er, um sich nicht verächtlich zu machen, im Stillen auf und davon schlich; auch wollte er nicht den Nahmen haben, von nüchternen Leuten heimgeführt zu werden. Wäre der gute Schulmeister lieber geblieben, so würde er der Schande entgangen seyn, die seiner wartete. Er war noch keine Viertelstunde gegangen, als er über einen Stein fiel, und der Länge nach auf der Straße ausgestreckt da lag. Es war eine kalte Novembernacht, und es fieng an zu Schneyen, so, daß wann er liegen geblieben wäre, er eingeschneyt worden, und ohne weiters hätte erfrieren müssen. Dies sollte aber nicht geschehen, sein Lebensziel war noch nicht zu Ende; er sollte noch länger den gebietrischen Zepter über die Dorfjugend schwingen, noch mancher Seckelmeister-Rechnung beywohnen, und vielleicht gar Seckelmeister werden; wenigstens glaubte er sich dazu vollkommen tüchtig. Ob diesem großen Gedanken mochte er eingeschlafen seyn, als der Wasenmeister mit seinem Karren daher kam. Er sahe da einen Menschen wie entseelt liegen; daß er aber der Welt noch nicht entsagt habe, erkannte er an dem Schnarchen, legte daher Hand an, und lud ihn, mir nichts, dir nichts, obschon er bey genauerer Untersuchung, in dem Schnarcher den Schulmeister erkannte, denselben auf seinen Karren, fuhr damit der Schulmeister-Wohnung zu, und machte Lerm an der Thüre. Unterdessen war durch das heftige Rütteln des Karrens der wohlachtbare Schulmeister zu sich selbst gekommen, erkannte seine treue Hausehre, die gar erbärmlich jammerte, als sie hörte, daß

ihr

ihr theurer Eheherr und zukünftige Seckelmeister auf so einem schändlichen Fahrzeug seinen Einzug hielt; schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und rief; Hans, Hans! weist du auch, wo du bist? Auf dem Schinderkarren bist du; ach daß ich das erleben mußte, meinen Mann auf dem Schinderkarren! die ganze Hoffnung und Ehre unsers Dorfs auf dem Schinderkarren! Noch lange jammerte das an ihrer Ehre so gekränkte Weib fort, als der Mann zu ihr sagte: Liebes Weib, jammere nicht so sehr; wunderbar, ja recht wunderbar, sagt unser Herr Pfarrer, führt der Herr oft die Seinen! tröste dich damit, und schenke da meinem Fuhrmann eins vom Besseren ein, und gieb ihm ein gutes Trinkgelt, anstatt Lermen zu machen. Die Frau ließ sich besänftigen, befolgte des theuern Eheherrn Rath, gab dem Wasenmeister ein schönes Trinkgelt, und ersuchte ihn, über diesen Vorfall reinen Mund zu halten. Er versprachs, wie weit er aber sein Versprechen erfüllte, mögen meine Leser daraus folgern, daß diese Geschichte mir, dem Calendermacher, zu Ohren gekommen ist, und ich dieselbe so drollicht fand, daß ich sie mit Freuden dem Hinkenden Bott, zum Nutzen und Frommen aller derer, die daran ein Exempel nehmen möchten, einverleibe.

Eine neue Art Krebssuppe.

Würden die Mütter ihre Töchter mehr zur Haushaltung (vorausgesetzt, wenn sie dieselbe verstehen) anführen, und zur Arbeitsamkeit anhalten, anstatt ihnen Zeit zu lassen, in den Romanen zu lesen, so hätte es den grossen Nutzen, daß mancher angehende Haushalter mit mindern Unkosten seine Haushaltung bestreiten könnte, und die jungen Hausmütter würden minder an eine Magd gebunden, und seltener das Brunnengespräch der Mägde seyn. Daß der Hinkende Bott aus keiner tauben Nuß redet, davon will er jetzt ein wahrhaftes Beyspiel anführen, welches sich vor noch nicht langer Zeit in unserer lieben Vaterstadt zugetragen hat. Ein junges Fräulein, die zwar ihrem Eheherrn etwas Vermögen zugebracht, aber doch noch einmal soviel Forderung machte, als ihre zugebrachte Mittel leisten konnten, ware nicht einmahl im Stande, eine Mehlsuppe, geschweige denn eine Krebssuppe zu machen. Einmahl brachte ihr theurer Eheherr einen ganzen Sack voll Krebse nach Hause, die er selbst gefangen hatte. Liebe Frau, sagte er, ich esse vor mein Leben gerne Krebssuppe, Morgen Mittags kommen ein paar Freunde zu mir zum Essen, mache Anstalt, daß wir eine gute Krebssuppe bekommen. Die Frau machte große Augen, als sie von einer solchen Suppe hörte, wollte sich aber nicht so weit bloß geben, zu bekennen, daß sie niemahl eine solche Suppe weder gemacht, noch machen gesehen habe; gieng daher mit ihrer neuen Magd, die beym Dingen sehr viel versprochen hatte, aber nicht den vierten Theil davon leistete, zu Rathe. Die Magd wußte auch nicht den geringsten Bescheid; endlich glaubte die Frau, das rechte Draum gefunden zu haben, klatschte vor Freuden in ihre artigen Händchen, und rief der

Magd: Bäbi, Bäbi, bring mir die Krebs, wir wollen die armen Dinger zuerst töden. Sie nahm zu dem Ende den Ellsteken und das Bäbi den Kuchischlüssel, und schlugen auf die armen Krebse ganz unbarmherzig los, daraufhin legte sie dieselben in eine große Kachlen, streute eine gute Handvoll Salz über dieselben, und ließ sie so über Nacht stehen. Das Bäbi that am Morgen um 8 Uhr die Krebse zugleich mit dem Rindfleisch in den Hafen, und machte ein gutes Feuer darunter. Die Suppe wurde sammt den Krebsen in eine schöne Suppenschüssel angerichtet. Als der Hausherr aber den Deckel ab der Schüssel that, und seine Freunde mit dieser Krebssuppe recht regaliren wollte, sahe er zu seiner größten Verwunderung, anstatt der blossen Krebsstielen, die Schaalen, Schnautzen, Beine und Scheeren in der Brühe herumschwimmen. Seine Freunde lachten aus vollem Halse über diese neue Art von Krebssuppe, die junge Haushälterinn merkte nun, daß sie einen gewaltigen Bock gemacht hatte. Guter Rath war theuer; der Mann wußte nun der Frau zu helfen, lies die Suppe durch ein sauberes Tuch richten, und die Freunde mußten für diesmahl mit der blossen Brühe vorlieb nehmen.

Die junge Frau wird nun seither von ihren Freundinnen, die sich besser auf die Haushaltung verstehen, brav ausgelacht; da sie sich aber seit diesem Vorfall alle Mühe giebt, die Haushaltung recht zu erlernen, so will ich ihren Nahmen einstweilen verschweigen.

Die fehlgeschlagene Abschiedspredigt.

Ein gewisser Candidat, der lieber in den Karten spielte, als sich mit dem Studieren befaßte, und dessen Haare immer so gekämmt waren, als wollte er damit nicht auf die Kanzel, sondern aufs Theater treten; dieser wollte, da er anderswo als Vikarius angestellt wurde, eine Abschiedspredigt an seine Gemeinde halten. Am nehmlichen Ort befand sich ein Krankenhaus, das sehr ansehnliche Einkünfte hatte, und dem ein Verwalter und ein gelehrter Wundarzt vorstunden. Nachdem er nun diesen beyden Herren den verbindlichsten Dank vor ihre öftere Einladungen, die er nie verfehlt, abgestattet hatte, so kehrte er sich gegen die übrigen Zuhörer, und hub mit folgenden Worten an: „Und nun wende ich mich an euch, ihr Kranken!" Aber, o Himmel, in dem Augenblick nahm sein Gedächtniß den Reißaus, der Angstschweiß trof von seiner Stirne, er räusperte sich dreymal, fieng wieder an, o ihr Kranken! aber weg aus dem Gedächtniß war die schöne Rede verschwunden; noch einmahl rief er Angstvoll: O ihr Kranken! Amen. Ohne ein Wort weiters hervor bringen zu können, stieg er von der Kanzel herunter, und ganz beschämt über die fehlgeschlagene Abschiedspredigt, schlich er nach Haus.

Sey ehrlich und redlich.

Ein Jude reißte einst von der Messe wieder zurück. Unterweges kam er an einen Strom, wo er durch mußte. Schon oft

oft war er ohne Schaden durchgeritten, denn es gieng eine seichte Furth durch; wenn man sich aber etwas zu sehr rechter Hand wandte, kam man an einen tiefen Schlund, wo schon mancher das Leben verlohren hat. Der Jude, der diesmal nicht vorsichtig genug war, gerieth hinein. Ein lautes Geschrey, das er ausstieß, rief einen in der Nachbarschaft ackernden Bauer herbey; er sah die Gefahr des Mannes, riß geschwind ein Pferd vom Pfluge, wagte sich ganz nahe an den ihm bekannten Schlund, und als ihn das Wasser, das sich dort in einem Wirbel drehte, hervorbrachte, war er so glücklich, ihn bey dem Mantel, den er um hatte, zu erhaschen und glücklich ans Land zu bringen. Des Juden Pferd gieng verlohren, indem es, von der Last, die er ihm im Mantelsack aufgelegt hatte, niedergedrückt, sich nicht hatte herausarbeiten können.

Nach vieler Mühe, die der Bauer und die Seinigen anwandten, brachten sie den halb todten und erstarrten Juden wieder ins Leben. Aber nun gieng erst des armen Mannes Angst an. Sein Leben war gerettet; allein alles, was er erkauft hatte, war verlohren, besonders ein lederner Beutel, oder eine sogenannte Geldkatze, die er um den Leib gehabt, und worinn sich viel Juweelen und Perlen befanden. Diese konnte er wahrscheinlicher Weise nicht im Strom verlohren haben: es war also der höchste Verdacht da, daß der Bauer sie ihm abgebunden, als er ihn ausgezogen und aufs Bette gebracht hatte. Der Bauer betheuerte ihm, daß er nichts gesehen noch gehört habe, und der Jude riß sich die Haare vor Verzweiflung aus, da er sein ganzes Vermögen hineingesteckt hatte, um damit einen vortheilhaften Handel an seinem Wohnplatze zu treiben. Er hätte den Bauer unstreitig gerichtlich belangen können, und dieser ehrliche Mann hätte einen sehr schweren Stand bekommen, da er aller Wahrscheinlichkeit nach den Beutel entwandt hatte. Der Jude war indessen großmüthig genug, solches nicht zu thun. Du hast, sagte er zu ihm, mit Gefahr deines eignen Lebens mir das meinige gerettet: du raubst mir aber das Mittel, gegen dich dankbar zu seyn. Rechne das dafür, daß ich dich durch eine Anklage bey deiner Obrigkeit nicht ins Unglück bringe! Für den kleinen Aufwand, den du meinetwegen gehabt hast, bist du auch dadurch reichlich bezahlt; gieb mir aber nur einen kleinen Zehrpfennig davon, daß ich an einen Ort kommen kann, wo ich einige von meinen Glaubensgenossen finde, und mir einige Unterstützung zu verschaffen im Stande bin. Du hättest mir den Beutel nicht vorenthalten dürfen: ich hätte dir ihn ohnedies ganz gegeben, denn ich bin dir tausendmahl mehr schuldig, als ich dir dadurch hätte geben können, da mir und meiner Familie Gott und mein Fleiß gewiß wieder Mittel zur Erhaltung des Lebens verschaffen werden.

Der arme Bauer war eben so trostlos, da er, seiner Unschuld bewußt, sich einem so wahrscheinlichen Verdachte ausgesetzt sah; und ob er den Juden gleich mit Thränen das Gegentheil versicherte, so war es doch schwer, ihn ganz frey zu sprechen. Endlich kam er selbst auf den Gedanken,

daß der Jude, um ihm nicht den kleinen Aufwand, den er ihm gemacht habe, zu bezahlen, diesen Umstand erdichtet habe. Um sich aber doch nicht Verdrießlichkeiten auszusetzen, machte er, daß er ihn los wurde, und beyde schieden ziemlich mißvergnügt von einander. —

Bald darauf, als der Bauer Mist auf sein Feld fahren wollte, kriegte er ein langes ledernes Ding auf der Mistgabel zu fassen, und da er es untersuchte, fand er den ansehnlichen Schatz, der darinn verwahret lag. Wahrscheinlich war es auf die Art in den Mist gekommen: Als man den Juden nach Hause gebracht, hatte man ihn anfänglich gleich auf Stroh gelegt, um ihm indessen ein Bette zu wärmen, und ihm die nassen Kleider vom Leibe gerissen; der Beutel war also in das Stroh gekommen, und mit diesem in die Mistgrube geworfen worden. Das Erstaunen und die Freude des Bauern kann man sich leicht denken. Er legte ihn hin, verwahrte ihn sorgfältig, und rührte ihn auch nicht an. Wenn es gegen die Messe kam, war er mit seiner Frau und Kindern an der Landstrasse sehr aufmerksam, ob der Jude etwa zurückkommen und vorbey gehen würde; allein es vergiengen zwey Jahre vergebens. Als er aber eines Abends mit seiner armen Familie bey einer Mehlsuppe saß, hörte er einen Wagen an seiner Hütte halten; er guckte durch die Scheiben, und sah, daß es Juden in einem kleinen Wägelchen waren. Frau und Kinder erschracken, daß sie des blassen Todes waren: denn sie glaubten sicher, der Jude brächte Gehülfen mit, sich wegen des Beutels noch zu rächen, und alles floh, wo es ein Loch fand, bis auf den Bauer, der sich im Nothfall auf seinen unberührten Schatz verließ. Indem kam der Jude selbst mit den übrigen in die Stube, fiel ihm um den Hals, und sagte zu ihm: Er solle nicht fürchten, daß er wieder käme, ihm den Beutel abzufordern: er wisse nunmehro gewiß, daß er ein ehrlicher Mann sey, und denselben nicht könne entwendet haben, und er käme, ihm seine Dankbarkeit für das ihm geschenkte Leben nunmehr noch thätig zu beweisen, da er das letztemal weder gekonnt, noch auch wegen des Verdachts gewollt hätte. Der Bauer stutzte, und sagte: Warum hattet Ihr aber dazumal den Argwohn, und jetzt nach zwey Jahren habt ihr ihn nicht mehr? — Ich habe, versetzte der Jude, alle Messen hier bey Euch mich durchgeschlichen, um nicht von Euch bemerkt zu werden, und alsdann allezeit in der ganzen Nachbarschaft und in dem Dorfe selbst sorgfältig nachgeforscht, ob Ihr eure Umstände verbessert, Euch ein größer Gut, oder Feld, oder sonst etwas erkauft hättet; habe aber nur erst neulich vernommen, daß Ihr statt dessen durch die große Theurung der letzten beyden Jahre in solchen Verfall gerathen, daß Euer Gütchen nächstens versteigert werden sollte, weil Ihr ein kleines erborgtes Capital von fünfzig Thaler nicht zu bezahlen im Stande seyd, und Ihr schon eure paar Stücken Rindvieh verpfänden müssen. Ich will euch diese Schuld bezahlen, da mich Gott gesegnet und — — Der Bauer fing an herzlich zu weinen, gieng ohne ein Wort zu sagen, nach

sei-

seiner Kammer, kam mit der Katze zurück, und legte sie, zum Erstaunen der Juden, hin auf den Tisch. — Was will das sagen? schrien sie. — Da! sagte der Bauer: seht, ob etwas darinn fehlt? — Der Jude that es, hub die Hände und die Augen gen Himmel auf, und betheuerte, daß nicht der kleinste Edelstein, nicht ein Stäubchen Gold oder sonst etwas von dem, was darinn gewesen sey, fehle. — Der Bauer erzählte ihm darauf die ganze Geschichte, und sagte, wie oft er in der großen Noth in Gefahr gewesen, sich daran zu vergreifen, aber lieber Hunger und Kummer gelitten, und die letzte Kuh verkauft habe; daß ihm immer noch Gott einen Weg gewiesen, wie er sich und seine arme Familie erhalten, wie er endlich alle Messen die Straße bewacht, in Hoffnung, den Schatz wieder überantworten zu können. Dem Juden flossen die Thränen vom Angesicht; erst wollte er den Beutel nicht einmal wieder annehmen. Nach einer kleinen Ueberlegung aber sagte er: „Du hast Recht, ehrlicher Mann! Du würdest für diese Juweelen nicht den dritten Theil des Werthes erhalten, weil du es nicht verstehst; aber das beßte Bauerngut, das in dem Dorfe feil ist, soll dein seyn". Es fand sich, daß wenige Tage darauf eins öffentlich zum Verkauf angeboten ward. Der Jude bezahlte es und übergab es dem ehrlichen Landmann. Alle Messen besuchte ihn der dankbare Mann, und kömmt nie, nach und von der Messe, ohne ihm und seiner Familie etwas mitzubringen, und legt allezeit in seinem Hause eine Nacht zurück. So belohnt sich die Ehrlichkeit; so zieht Großmuth Dankbarkeit, und Menschenliebe Wohlwollen nach sich.

Liebet eure Feinde.

Ein wilder Indianer, welcher sich auf der Jagd verirrt hatte, wendete sich zu einem englischen Colonisten, den er vor seiner Hausthüre antraf. Er bat den Colonisten zuerst um ein Stück Brodt, und da er dieses von ihm nicht erhalten konnte, ersuchte er ihn um einen Trunk Bier oder Wasser. Allein der gesittete Colonist schlug ihm beydes ab, und schalt ihn noch dazu einen indianischen Hund, mit dem Zusatze: Was er sich unterstehe, einen Mann, wie er wäre, zu beunruhigen? — Einige Monate darnach kam der Colonist in eben denselben Fall, worinn der Indianer vorher gewesen war, da er mit seinen Freunden auf die Jagd gieng, und sich verirrte. Er sah sich also genöthigt, einen Wilden, welchem er begegnete, um Beystand anzusiehen, und zu bitten, ihm den Weg nach seinem Hause zu zeigen. Der Wilde sagte ihm: Es sey zu spät, dahin zurückzukehren, und lud ihn ein, mit ihm nach seiner Hütte zu kommen. Der Colonist nahm die Einladung an, und als er in der Hütte des Wilden angekommen war, setzte ihm dieser sogleich Wildpret und einige Erfrischungen vor, und bereitete ihm eine Haut, um darauf zu schlafen. Beym Anbruch des Tages unterließ der Indianer nicht, seinen Gast nach Hause zu begleiten. Als er ihn nun nach Hause gebracht hatte, fragte er den Colonisten, ob

er sich nicht erinnern könnte, ihn schon einmal gesehen zu haben? — Der Colonist betrachtete auf diese Frage den Wilden etwas genauer, und erkannte in demselben eben den Indianer, dem er vor einiger Zeit Brodt und Wasser abgeschlagen hatte. Mit großer Beschämung bekannte er ihm sein damaliges schlechtes Betragen. Der Indianer machte ihm aber weiter keine Vorwürfe deswegen, sondern wünschte ihm alles Wohlergehen, und gieng weg. — Dieser Wilde wußte nichts von den Lehren des Christenthums, und doch handelte er christlich. Sagt, Leser, ob er nicht nach des Apostels Foderung that: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort, sondern dagegen segnet!" Er beschämt doch also wohl manche Christen, die so gern an ihren Feinden sich rächen? — Seyd seine Nachfolger! —

Fleiß und Sparsamkeit sind die besten Mittel, etwas zu erwerben.

Johann Heinrich Kluckum, aus Lemgo gebürtig, dessen ganzer Reichthum bloß in der Profession eines Nagelschmiedes und in ein paar zu diesem Handwerk tüchtigen Armen bestand, arbeitete als Gesell in Oldenburg, wo er, im Vertrauen auf diese beyden Schätze, ein armes, aber vernünftiges und fleißiges Dienstmädchen, Nahmens Sophie Tesch, aus dem vor der Stadt liegenden Kirchdorf Osternburg gebürtig, heyrathete. Zum Brautschatz brachte diese ihm 20 Thaler mit, welche sie aus dem dasigen Fundus für arme Mägde erhielt. Weil sie diese Summe zu ihrem Fortkommen anwenden wollten, so behielten beyde vorläufig ihren Dienst bey. Nach einem halben Jahre beschlossen sie aufs Land zu ziehen, und wählten Rastadt, fünf Viertelmeilen von Oldenburg, zu ihrem Wohnplatz, weil sie hier gleichsam im Mittelpuncte des Herzogthums zu seyn glaubten, und ihre Nägel so viel leichter versenden konnten. Ihr Capitälchen wurde nun nicht etwa zu Anschaffung eines Bettes oder andern Hausrathes verwandt — ersteres mietheten sie vor der Hand, und von letzterem schafften sie sich bloß das Nothwendigste von ihrem Dienstlohn an; — sondern sie kauften sich einen Amboß, einiges Schmiedgeräthe und etwas Eisen, bauten sich neben ihrer gemietheten Wohnung mit eigenen Händen eine Esse, und fiengen ihr Werk mit Freuden an. Ein Jahr lang arbeitete die Frau als Gesell ihres Mannes; sie half ihm das Eisen spalten, und damit er keine Stunde versäumen durfte, trug sie selbst wöchentlich einmal die gemachten Nägel nach Oldenburg an dasige Kaufleute, und so viel Eisen wieder zurück, als in einer Woche verarbeitet werden konnte. In dieser Zeit hatten sie sich ein Bette und andere Bedürfnisse verdient, und da die Frau nieder kam, so mußte sie zwar ihren Gesellenplatz einem Knaben abtreten; allein den Verkauf der Nägel und den Ankauf des Eisens setzte sie nach ihrer Genesung fort; ja sie trug sehr oft ihr Kind auf dem Arm mit nach Oldenburg, und auf dem Kopf oder Rücken eine Tracht Nägel hin, und Eisen zurück. Der beständige Absatz ihrer Waare mußte nothwendig

dig ihren Muth beleben, und die Frau versäumte nichts, um solchen bey ihrem Mann zu unterstützen. Sie wußte, daß der Mann einige Erholung von der Arbeit haben muß, und um zu verhüten, daß er sich nicht an die Schenke gewöhnen, die Nächte daselbst verschwärmen, und am folgenden Morgen träge zur Arbeit seyn möchte, holte sie an Feyertagen einige Kannen Bier, und lud zwey oder drey Personen, mit welchen er Bekanntschaft hatte, zu sich ein, mit denen sie den Abend verschwatzten, und am folgenden Morgen waren beyde wieder munter zur Arbeit. Nach ein paar Jahren hätten sie so viel verdient, daß sie darauf denken konnten, sich eine eigne Wohnung anzuschaffen. Allein kaufen konnten sie noch keine; und auch da zeigten sie die größte Ueberlegung. Sie ließen sich nahe am Heerwege vor Rastadt ein Stück Heideland anweisen, welches die Frau mit dem größten Fleiß bearbeiten und urbar machen half, und wo ich selbst sie beym Abbrennen der Heide und Erdschollen dermaßen in Rauch gehüllt gefunden habe, daß ich Mühe hatte, sie zu erkennen; während der Mann mit seinem Gehülfen unermüdet Nägel schmiedete. Weil sie sich durch ihren Fleiß allgemeinen Ruhm erworben hatten, so borgte ein angesehener Mann ihnen Mauersteine und Dachpfannen zu Erbauung ihres Hauses. Von dem bearbeiteten Lande wurde ein Theil zum Rockenfelde und ein Theil zum Garten genommen. Wie dieses Land, welches vor dreyßig Jahren wüste lag, und nichts als Heide trug, gegenwärtig beschaffen, wie gute Früchte und Gras es

trägt, wie es allmählig erweitert, und das Haus nebst der Schmiede vergrößert und verbessert worden, wie ordentlich und reinlich alles, und wie gut unterhalten die Gräben und lebendigen Hecken sind; wie die jungen Eichen vor dem Hause und die Obstbäume im Garten herangewachsen, und wie artig das Ganze in die Augen fällt, kann jeder, der vorbeyfährt, bemerken. Oft habe ich mich gewundert, wie Anfangs alles im Felde und im Garten so gut ohne Dünger wachsen konnte; da erzählte mir dann ein Freund, er habe die Frau zur Zeit der Hornvieh- und Pferdmärkte mehr als einmal auf der Heerstraße mit ihrem Schubkarren angetroffen, wo sie den Dünger, welchen das häufig durchgetriebene Vieh fallen lassen, aufgelesen, und auf ihren Hof gefahren. Der Umstand, daß sie ihren Wohnplatz eben in Rastadt, wo seit 25 Jahren an dem dasigen herrschaftlichen Schloß und andern Gebäuden sehr häufig gebauet worden, und an der Heerstraße, wo ein jeder Reisender die Werkstatt bemerken kann, genommen, hat freylich nicht wenig zu ihrem Fortkommen beygetragen. Aber doch waren Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung und Klugheit der Grund ihres Glücks.

Gegenwärtig sind sie ohnstreitig die wohlhabendsten Anbauer auf viele Meilen weit. In der Schmiede arbeiten beständig vier oder fünf Personen. Das Eisen wird seit vielen Jahren nicht mehr pfundweise aus Oldenburg geholt, sondern centnerweise aus Bremen zu Schiff nach Oldenburg gebracht; und anstatt, daß die Frau An-

fangs wöchentlich einmal einkaufen mußte, so gehet der Meister selbst einmal im Jahr nach Bremen. Dadurch hat er sich dort den Weg gebahnt, daß er nicht alles Eisen mit baarem Gelde zu bezahlen braucht, sondern große und kleine, besonders viele Schiffnägel, wieder zurücksenden, und damit abrechnen kann. Außerdem lebt fast ein Mann davon, daß er alle Wochen die von Landkrämern bestellten Nägel an den bestimmten Ort trägt. So ordentlich diese Leute arbeiten, — denn eine jede Person macht in gewissen Stunden ihre bestimmte Anzahl Nägel, wenn ich nicht irre, 1200 im Tage, — so ordentlich genießen sie auch ihre Erholungsstunden. Ihre einzige Tochter und Erbin haben sie an einen ihrer Gesellen, den der Meister unterrichtet hat, verheirathet; diese, ihr Mann und ihre Kinder, gehen nebst den übrigen Gesellen an Feyertagen, mit dem Meister und seiner Frau, gewöhnlich einige Stunden in die Schenke; allein weil sie der Ordnung gewohnt sind, zu gehöriger Zeit nach Hause, damit am folgenden Morgen nichts versäumt werde.

So genießen die Alten jetzt die Früchte ihres Fleißes; zwar nicht in einer unthätigen Ruhe, sondern der Meister sagt nur: Er könne jetzt einen Schlag weniger thun, als ehedem, und seine Frau ein Stündchen länger schlafen. Sie sind ungemein dienstfertig und mildthätig gegen Nothleidende, und bey Krankheiten und Sterbefällen die hülfreiche Zuflucht ihrer dürftigen Nachbarn. Viele arme Knaben haben dem Meister ihr Fortkommen zu danken, nicht sowohl, daß er sie seine Profession gelehret, sondern hauptsächlich, daß er sie zum Fleiß und zur Ordnung angehalten, und sie dadurch tüchtig gemacht hat, bey jeder Arbeit fortzukommen, wenn sie auch nicht länger Lust hatten, als Nagelschmiede zu arbeiten.

Beyspiele zur Nachahmung, für Dienstbotten.

Ein alter Ritter des h. Ludewigs, der in das äußerste Elend gerathen war, und alle Mittel, sich wieder aufzuhelfen, erschöpft sah, erwählte sich Paris zu seinem Zufluchtsorte, als einen Aufenthalt, an dem er seinen Namen, seine Dürftigkeit und seine Noth leichter vor Jedermann geheim zu halten hoffte. Er miethete sich auf einem Hausboden ein, auf welchem er zu seiner ganzen Geräthschaft nur ein Bund Stroh, zu seiner Kleidung nur einige elende Lumpen von seiner alten Uniform, und zu seinem Umgange, und was soll ich noch sagen, zu seinem Freunde nur einen alten Bedienten hatte, der ihm seit langer Zeit mehr aus Treue und Zuneigung, als aus Eigennutz, ergeben war.

Eines Tages sagte dieser unglückliche Kriegsmann, mit Thränen in den Augen, zu dem alleinigen Zeugen seines Schmerzens und zu dem einzigen Vertrauten seiner Noth: „Lieber Freund, du siehest mein Elend, und theilest es mehr als zu lange mit mir. Der schreckliche und beugende Zustand, in dem ich mich befinde, ist ohne Zweifel eine Strafe des Himmels für mein leichtsinniges und schlechtes Verhal-

halten, für die unbesonnene Verschwendung, für die unüberlegten Ausschweifungen, für einen unmäßigen Aufwand, und für eine nichtswürdige Eitelkeit. Ich kann als ein Opfer meines Unverstandes den grausamen Zähnen des Hungers nicht entgehen, und der Tod ist das Ziel meiner Schande und meiner Schmerzen. Die Ehre, du weißt es, als das einzige Gut, das mir noch übrig ist, gestattet mir nicht, zu denen Mitteln zu schreiten, die bey vielen Leuten üblich sind, mich der Dürftigkeit zu entreißen. Sie sind in diesem Stücke glücklicher als ich; aber ich will lieber sterben, als mich zu der geringsten Niederträchtigkeit herablassen! Die Ehre ist, wenn sie mit dem Tode ins Handgemenge kömmt, einem Leben vorzuziehen, das meiner Lebensart und meinem Stande unanständig ist. Geh, lieber Freund, entferne dich auf immer von dem unglücklichsten unter allen Menschen! Sieh dich nach glücklichern Diensten um! Ich werde es noch immer zu bedauern haben, daß ich deine Dienste nicht habe belohnen können. Geh, verlaß deinen unglücklichen Herrn! Möchte ich doch so sterben können, daß es kein Mensch in der Welt erführe, und ich nur den Himmel zum Zeugen meiner letzten Stunde hätte! — „Ach mein lieber Herr," rief dieser treue Diener aus, indem er zugleich in Thränen schwamm und seinem Herrn zu Fuße fiel, „halten Sie mich für so niederträchtig, daß ich Sie in der Noth sollte verlassen können, da ich doch in Ihrem vorigen Wohlergehen so viele Wohlthaten von Ihnen empfangen habe? Nein, ich werde sie durchaus nicht verlassen. Mein Fleiß, mein Eifer und meine unverbrüchliche Ergebenheit werden mir Mittel an die Hand geben, uns in unsrer gemeinschaftlichen Dürftigkeit zu helfen".

Wer sollte hier die Bewunderung und die Wehmuth dieses niedergeschlagenen Herrn schildern können? Er umarmte diesen großmüthigen Bedienten liebreich, und sagte zu ihm: „Der Himmel hat noch nicht alle seine Ungnade an mir erschöpft. Möchte er dich doch für so edle Gesinnungen belohnen!" Dieser Bediente nahm hierauf voller Freude und Vertrauen seine Zuflucht zu den Mitteln, die ihm sein Eifer und seine Zuneigung eingaben. Er brachte täglich, was er an öffentlichen Almosen empfangen hatte, und war niemals vergnügter, als wenn er seinem lieben Herrn ein Glas Wein kaufen konnte. „Lassen Sie uns die Vorsehung preisen," sagte er, wenn er bey ihm eintrat, „sie ist uns heute günstig gewesen". Er suchte dabey durch die Erzählung des Seltsamsten, das er vernommen hatte, den kummervollen und schmerzhaften Zustand seines Herrn zu mildern. Aber an einem Tage . . . einem unglücklichen Tage! . . . wurde dieser tugendhafte Bediente von der Polizey in Verhaft genommen. Seine Stärke, seine guten Gesundheitsumstände verursachten, daß man ihn für einen von den müßigen Leuten ansah, die sich allerhand Lastern ergeben, und dem Staate und der Gesellschaft zur Last fallen. Man brachte ihn zum Generallieutenant der Polizey; dieser verhörte ihn. Der Bediente antwortete ihm, ohne aus

der Fassung zu kommen, mit der männlichen und edlen Dreistigkeit, die nur ein Gewissen, das sich keine Vorwürfe zu machen hat, einflößen kann. Er bat sich von ihm zur Gnade aus, ihm die Gefälligkeit zu erzeigen, und ihn insgeheim zu verhören, indem er ihm ein Geheimniß zu entdecken hätte. Der Polizeylieutenant gab seine Einwilligung dazu.

„Ich zweifle nicht," sagte hierauf dieser rechtschaffene Mensch zu ihm, „Sie werden mich in ihren Schutz nehmen, wenn ich Ihnen von dem Beweggungsgrunde meines Verhaltens werde Bericht abgestattet haben". Er gab ihm hierauf von allem Nachricht, was zwischen seinem Herrn und ihm vorgieng, und daß er zur Versicherung seiner Aufrichtigkeit Jemand zu seinem Herrn senden könnte, dessen Wohnung er ihm anzeigte. Man schickte sogleich einen Gefreyten zum Offizier; dieser fand in der That den unglücklichen Kriegsmann auf einem Bunde Stroh liegend. „Was machen Sie hier, mein Herr," sagte der Gefreyte zu ihm? — „Meine traurigen Umstände und der grausame Zustand, in den ich mich versetzt sehe, erklären Ihnen die Ursache meines Elendes und meiner äußersten Noth hinlänglich. Aber, setzte er mit Bestürzung hinzu, wollen Sie mir nicht vielleicht ein neues Unglück ankündigen? Mein treuer Diener!... Ach, wenn ich bitten darf, reden Sie, mein Herr, geben sie mir von seinem Schicksale Nachricht". — „Ihr Bedienter, erwiederte der Gefreyte, befindet sich in Sicherheit. Er wird aufs längste in einer Stunde wieder bey Ihnen seyn; und ich wollte nur durch Ihr Zeugniß hinter die Wahrheit der geschehenen Dinge kommen, die er bey seinem Verhöre ausgesagt hat. Seyn Sie ruhig, mein Herr, dieser treue Bediente wird Ihnen in kurzem wieder zugesendet werden". Der Gefreyte erstattete hierauf dem Policeylieutenant von allem Bericht, dieser letztere redete mit dem Könige davon, und der wohlthätige Monarch ließ nicht nur dem Offizier, sondern auch dem tugendhaften Bedienten einen Gnadengehalt anweisen.

Sey ein Vater deines Gesindes.

Andreas Feldmann lebte mit seiner Familie auf einem kleinen Landgute, das er sich gekauft hatte. In der Stadt war er des langen Schlafens, des unnöthigen Putzes, der langweiligen Visiten, und des beständigen Schmausens und Faullenzens müde worden; auch hatte ihm die dicke Luft und die faulen Ausdünstungen eine Engbrüstigkeit zugezogen. Darum hatte er sich aufs Land begeben. Hier athmete er freier, würzte sein ländliches Mahl durch Arbeit, aß und trank, was ihm sein Feld, Garten und Heerden einbrachten, und war gesund und vergnügt. Zwey Knechte, die ihm den Acker bauen halfen, und drey Mägde, die das Vieh und die Hauswirthschaft besorgten, hielt er wie seine Kinder. Er nannte sie oft seine Söhne und Töchter. Sie aßen mit ihm an einem Tische, weil sie das, was gegessen wurde, mit verdient hatten. Wenn sie nun von der Arbeit kamen und sich zum

Es-

Essen setzen wollten, sagte er oft zu seinen Kindern: Da seht ein mal, Kinder! wie Michel und Hans geackert haben, daß ihnen noch der Schweiß über die Stirne läuft: Und wenn Lise nicht gebuttert, gekäßt, und dies gute Gericht gekocht hätte, nach dem euch schon das Maul wässert, müßten wir mit leerem Magen ins Bette gehen. Betet ja für die guten Leute, daß ihnen nach der vielen Arbeit nun auch das Essen wohl bekomme. Habt sie lieb, und macht ihnen keinen Verdruß; sie haben es zehnfach verdient. Ein andermahl sagte er, wenn die Kinder mit frischer Wäsche erschienen: Bedenkt ihr auch, daß Christine das so weiß gewaschen hat? Seyd ja recht freundlich und bescheiden gegen sie und die andern Mägde. Ihr müßtet im Unflathe ersticken, wenn die guten Leute nicht thäten; dann ihr sehet wohl, daß eure liebe Mutter nicht fertig werden kann, und selber könnt ihr euch noch nicht helfen. Durch dieses Betragen gegen seine Leute machte er, daß sie ihn wie einen Vater liebten, und so fleißig dran wären, daß in kurzer Zeit sein Gütchen um die Hälfte mehr eintrug, als da ers angetreten hatte. Aber nun kam ein Misjahr, da er nicht einmal genug zum Saamen erndtete, weil ein später Frost die Saat getroffen hatte. Da wurde aller Vorrath aufgezehrt, und das erworbene Geld alles zugesetzt. Doch erhielt die Hoffnung der nächsten Erndte noch den Muth; allein sie schlug fehl. Ein anhaltendes Regenwetter machte, daß das Korn auf dem Halme auswuchs, und ganz unbrauchbar wurde. In eben dem Jahre verlohr Herr Feldmann den Rest seines

Vermögens, ein Capital von 5000 Thalern, das ihm von dem Ankauf des Gütchens übrig geblieben war, durch den Bankerot eines verschwenderischen Kaufmanns. Nun war guter Rath theuer; Borgen mochte er nicht, weil er dachte, es würde ihm in der Folge noch schlimmer gehen, wenn er, außer seinen bisherigen Ausgaben, auch noch Zinsen bezahlen müßte; das Einzige, was er thun konnte, war, zu sparen. Er rief also seine Leute zusammen, und sagte ihnen: „Meine lieben Kinder, ihr sehet selbst, daß es mit unserer Wirthschaft nicht mehr so fort gehen kann, wenn ich nicht zum Bettler werden will. Ich weiß mir vor der Hand nicht anders zu helfen, als daß wir die Woche nur einmahl Fleisch essen, des Abends mit Käse und Brod vorlieb nehmen, und daß ich euch den Thaler wieder abziehe, den ich euch vor zwey Jahren zugelegt habe; dazu mögen ein Knecht und eine Magd, denen dieses am wenigsten gefällt, ihren Abschied nehmen, und wir andern theilen uns dann in ihre Arbeit". Da fiengen sie alle an zu weinen; Michel sagte: Ich bleibe, wenn wir auch lauter trocken Brod essen sollen. Hans wollte für zwey Thaler weniger dienen, auch wohl gar umsonst. Die Mägde schluchzten überlaut, und keine wollte ihren Abschied; endlich beredeten sie sich unter einander, die Mägde wollten alle Tage zwey Stunden länger, als bisher, spinnen, und aufs Frühjahr fremde Leinwand für Geld in die Bleiche nehmen, um solche zu begießen; auch wollten sie, eine um die andere, den Anken zwey Stunden weiter in eine größere Stadt

zu Markte tragen, wo sie mehr dafür bekämen. Die Knechte schlugen vor, die Tage, die sie von der Feldarbeit abbrechen könnten, für den Edelmann Baufuhren zu thun, und ausmisten wollten sie des Sonntags nach beyden Kirchen. Alle erboten sich auch, Herrn Feldmann die paar Thaler vorzuschießen, die sie sich bey ihm gesammelt hatten, oder mit ihrem Lohne ein Jahr zu warten; nur möchte er keines verstoßen: Er hätte sie ja oft seine Kinder genannt, und Gott würde schon weiter helfen, wenn sie recht fromm und fleißig wären. Da konnte ihnen Herr Feldmann nicht länger widerstehen; er faltete die Hände und dankte Gott für die guten Leute, die er ihm beschеret hatte. Mit Freuden giengs dann an die Arbeit; jedes hielt, was es versprochen hatte. Ueber dem fleißigen Arbeiten vergieng das schlimme Jahr, man wußte nicht wie, und das folgende gab eine reichliche Erndte. So gewann Herr Feldmann in einigen Jahren mehr, als er verloren hatte, besonders da seine eignen Kinder größer wurden und arbeiten halfen, wie es ihre Schuldigkeit war. Die treuen Dienstboten verließen ihn auch nicht, da sie heiratheten, lieber wären sie ledig geblieben. Aber er bauete ihnen etliche kleine Häuser auf seinen Hof, und gab jedem ein Stückchen Land zum Garten. Da heirathete Michel Christinen, und Hans Lisen, und dienten ihm treu und redlich bis an ihren Tod. Er wurde zuletzt so reich, daß er seiner beiden Nachbarn ihre Güter dazu kaufte, und seine zwey ältesten Söhne darauf setzte.

Ameisen zu vertreiben.

Hiezu hat man gar vielerley Mittel, worunter folgende die vornehmsten sind:

1. Man legt einen Bratenknochen, an dem noch etwas Fleisch ist, an einen Ort, wo Ameisen sind, auf den Boden. Wenn sich eine große Menge derselben daran versammelt hat, schüttelt oder streichet man sie ab, in einen glasürten halb mit Wasser angefüllten Topf, und rühret das Wasser so lange um, bis die Ameisen getödet sind. Den Knochen legt man soviel mahl an den Ort, bis sie alle vertilgt sind.

2. Man nimmt zwey Theile gemeinen Schwefel, und einen Theil Wohlgemuthkraut oder braune Dosten (herba origani vulgaris), so in allen Apotheken zu haben ist. Das Kraut wird bey gelinder Wärme so trocken gemacht, daß es sich zu Pulver reiben läßt, und der Schwefel wird besonders gestossen, hernach aber mit dem Pulver des Krautes wohl gemischt. Der Gebrauch davon ist dieser: Man macht um die Wurzel des Baumes, so weit man Ameisen spüret, die Erde etwas locker, streuet das Pulver darauf, und rühret es unter die Erde, da man die Wirkung mit Vergnügen sehen wird. Da das Pulver nicht kostbar ist, muß man eben nicht sparsam damit umgehen. Es kann auch bey widrigem Wetter mit etwas Wasser angefeuchtet werden, und wenn sich auf das erste mahl die Ameisen nicht gänzlich verlieren sollten, ein bis zweymahl wiederholt werden, da die Wirkung dann unfehlbar erfolgen wird.

3. Man nimmt frischgebrannten und ungelöschten Kalk, so groß als drey Fäuste, gräbt ihn in den Ameisenhaufen ein, und gießt hernach Wasser darauf, so erhitzt sich der Kalk und zerfällt, da er denn die Ameisen zum Theil verbrennet, zum Theil so beißt, daß sie davon laufen.

4. Wo Körblikraut gesäet wird, wird man keine Ameisen finden: man kann daher diejenigen Gartenbette, welche man insbesondere vor Ameisen verwahren will, mit Körblikraut einfassen.

Um das Hinauflaufen der Ameisen an den Bäumen zu verhüten, oder sie selbst zu fangen, nimmt man Rindsgalle und bestreicht die Bäume damit.

Oder: man bestreicht die Stämme mit Kreide oder Röthelstein, als welche Materien den Ameisen zuwider sind. Oder man vermischt Wasser mit Branntwein und rührt Ruß aus dem Schornstein darein und schüttet es an den Baum, oder bestreicht die Rinde damit.

Bey Spalierbäumen, und sonderlich bey Pfirsichbäumen, welchen die Ameisen am meisten Schaden zufügen, ist folgendes das leichteste und zuverläßigste Mittel. Man mache eine Anzahl kleine Päkelein, wie solche in den Kaufmannsläden beym Verkauf des Schnupftabaks mitgegeben werden, von etwas festem Papier, schmiere in dieselben zu unterst innen ein wenig Honig, stelle und hefte sie an allen bequemen Oertern der Bäume an. Der Geruch des Honigs locket die Ameisen in erstaunlicher Menge herbey. Einige davon bleiben am Rande als Schildwachen stehen, und scheinen auf die von aussen zu befürchtenden Gefährlichkeiten Wache zu halten, und allarmiren bey der geringsten Bemerkung oder Erschütterung die übrigen, welche bis dahin ganz ruhig sichs haben in dem Päkelein schmecken lassen.

Sobald man bemerkt, daß eine ansehnliche Anzahl sich darinnen versammelt haben, drückt man solche oben zusammen, wirft sie ins Feuer und stecket neue auf. Es ist unglaublich, welche ungeheure Menge Ameisen man in wenig Tagen und bey gar geringer Aufmerksamkeit fangen kann.

Leichte Art, ein Zimmer in der Geschwindigkeit von Fliegen zu reinigen.

Das Hinsetzen von Gift gegen die Fliegen, ist schon oft Hunden, Katzen ꝛc. ꝛc. tödlich gewesen, wenn sie von den todten am Gift gestorbenen Fliegen mehrere gefressen haben; dagegen ist folgendes einfache Mittel völlig unschädlich, wenn es gleich auf einige Minuten einige Unbequemlichkeit verursacht.

Man nimmt trockne Kürbisblätter, wirft sie auf Kohlen, damit die ganze Stube mit einem starken Dampf angefüllet werde. Hält man die Fenster dabey zu, so sterben alle Fliegen; läßt man aber die Fenster offen, so ziehen alle hinaus, als wenn sie gejagt würden.

Sicheres Hausmittel zu schneller Stillung der Zahnschmerzen.

Es ist einem meiner Freunde geglükt, — und zu welchen erfinderischen Versuchen führen heftige Schmerzen nicht? — ein

sehr

sehr einfaches und dabey schnell wirkendes Hausmittel gegen Zahnschmerzen zu finden, von dessen ungezweifelter schneller Hülfe er ganz zu seinem Vortheil durch mehrmahls mit gewünschtem Erfolge angestellte Versuche überzeugt worden ist.

Hier ist es. „Man nehme zwey oder drey Prisen kleingeriebenen oder geschabten Meerrettig, thue dies in ein Stücklein leinen Tuch, und lege es auf die Pulsader des rechten oder linken Arms, je nachdem der Schmerz im rechten oder linken Kinnbacken oder der obern Kinnlade seinen Sitz hat. Trift sichs, daß der Schmerz in beyden Kinnbacken zugleich ist; so lege man auf die Pulsader beyder Arme zu gleicher Zeit den zerriebenen Meerrettig, und binde das Tüchlein, darinn er befindlich, etwas fest an. Ich versichere, und Erfahrung berechtigt mich dazu, daß in Zeit von 8 bis 10 Minuten, öfters noch früher, sobald der Meerrettig zu ziehen anfängt, die Zahnschmerzen gänzlich aufhören."

„Sobald die gewünschte Wirkung da ist, wird der Meerrettig abgenommen, und läßt sodann einen rothen Fleck, oft auch, wenn der Fluß heftiger war, ein kleines Blätterlein, mit klarer dünner Feuchtigkeit, auf der Stelle zurück, wo er gelegen hat. Dieses eröffnet man mit einer Nadel, und läßt die Wässerartige Feuchtigkeit heraus laufen. Der rothe Fleck verliert sich in kurzem von selbst."

Denenjenigen, die mit heftigen Zahnschmerzen geplagt sind, hoffe ich, mit der Publicität dieses so simpeln als probaten, bis jetzt aber noch wenig bekannten Hausmittels, daß aller Orten sehr leicht zu bekommen ist, einen wahren Dienst erwiesen zu haben.

Schreckliche Seuche in Philadelphia im Jahr 1793.

Aus Philadelphia.

— — Die aus den westindischen Inseln zu uns gekommene pestartige Krankheit, wüthete desto stärker, je näher der Herbst kam. Am größten war die Sterblichkeit vom August 1793 bis zum 26sten October, an welchem Tage sich die Wuth der Krankheit legte. — Zehn Aerzte büßten ihr Leben ein, und die übrigen, die in der Stadt geblieben waren, wurden alle, zum Theil mehreremale krank. Auch viele Geistliche wurden ein Raub des Todes. Unter den Frauen war das Sterben bey weitem nicht so groß, als unter den Männern. Für Trunkenbolde und Wollüstlinge aller Art, war die Krankheit sehr gefährlich. — In unreinlichen Häusern faßte oft ein stilles Grab ganze Familien. In engen Strassen war die Sterblichkeit viel größer, als in großen luftigen Strassen und Häusern. Da es an Krankenwärtern fehlte, so mußten auch Neger dazu gebraucht werden. Sie ließen sich zwey bis drey Thaler für die Nacht bezahlen. Einige plünderten sogar die Häuser der Kranken. Einzelne Neger haben aber sich bey dieser Gelegenheit rühmlich ausgezeichnet. Zwey von ihnen haben einen Bericht abgestattet, aus dem ich folgendes aushebe:

„Als das Sterben aufs äußerste gekommen

men war, so ward es zulezt unmöglich, hinlängliche Hülfe zu leisten, weshalb denn auch viele, von ihren Freunden und Verwandten verlassen, unbemerkt und ohne Beystand starben. Wir fanden die Menschen in den verschiedensten Lagen. Einige lagen wie in Blut getaucht auf der Hausflur hingestreckt, ohne den geringsten Anschein, zu ihrer Erquickung auch nur einen Trunk Wasser gehabt zu haben. Andre fanden wir auf dem Bette völlig angekleidet, als wenn sie sich eben ganz ermüdet zum Ausruhen niedergelegt hätten, und wieder andere schienen ihrer Lage nach, worin wir sie fanden, sich todt gefallen zu haben."

„Bey Beerdigung der Todten hatten wir verschiedene rührende Scenen. Oft fanden wir denjenigen noch am Leben, zu dessen Beerdigung wir gerufen waren, und in andern Häusern, wo entweder der Vater oder die Mutter gestorben war, trafen wir niemanden an, als kleine unmündige Kinder, welche in ihrer Unschuld glaubten, daß ihre Eltern schliefen. Die schreckliche Lage und das unschuldige Geschwätz dieser Kleinen verwundete und rührte unsere Herzen so sehr, daß wir fast gänzlich entschlossen waren, uns von unserm Geschäfte zurückzuziehen, wenn uns nicht die Nachläßigkeit anderer bewogen hätte, darin fortzufahren. Als wir unter andern mit dem Sarge in das Haus einer Frau traten, welche wir begraben sollten, rief uns ein kleines liebenswürdiges Mädchen entgegen: „Mama schläft, weckt sie ja nicht auf!" Als es sah, daß wir die Mutter in den Sarg legten, ward sein Jammer so groß, daß es uns aus aller Fassung brachte, und wir nicht wußten, was wir antworten sollten, als es uns fragte, warum wir seine Mutter in die Kiste legten. Wir übergaben es der Aufsicht der Nachbaren, und verließen es mit schwerem Herzen. In einigen Häusern, wo wir den Leichnam eines Vaters oder einer Mutter wegzubringen hatten fanden wir einen Haufen Kinder, von denen einige das Schreckliche ihrer Lage zu kennen schienen, und deren Geschrey und Verwirrung unser Gefühl zu sehr angriff, um lange dabey verweilen zu können. Oft griffen wir Kinder, deren Eltern dahin gerafft waren, und in der Irre herumliefen, auf, und brachten sie ins Waisenhaus. Der Beyspiele waren sehr wenige, daß Nachbaren sich einander besuchten, und selbst Freunde flohen sich einander auf der Strasse. Noch weniger nahm man eine Waise auf, die aus einem Hause war, worin die Krankheit geherrscht hatte. Dies schien die größte Barbarey zu seyn; und oft erinnerten wir mehrere mit Vorwürfen an die Mittel, die sie in Händen hatten, ihren Nebenmenschen nützlich zu seyn; worauf aber bey dem allgemeinen Schrecken nicht lange geachtet wurde."

„Ein Neger, der durch die Strassen ritt, sah einen Mann eine Frau zum Hause hinausstossen. Die Frau, welche strauchelte, fiel mit dem Gesicht in den Koth, und war nicht im Stande, sich wieder aufzurichten. Der Neger hielt sie anfangs für betrunken, da sie aber in Gefahr war zu ersticken, so nahm er sie auf, und fand sie ganz nüchtern, von der Krankheit aber so ermattet, daß sie nicht im Stande war, sich selbst aufzuhelfen. Der hartherzige Mann, der sie hinausgeworfen hatte, verschloß die Thür, und verließ das arme Weib in einer solchen Lage,

daß

daß sie in wenig Minuten hätte umkommen müssen. Wir wurden davon benachrichtiget, und brachten sie nach Buschill (ein Hospital). — Viele Weiße, die uns doch mit gutem Beyspiele hätten vorgehen sollen, betrugen sich auf eine solche Weise, daß es die Menschlichkeit empörte."

„Nur ein Beyspiel von der Grausamkeit eines Weißen, der sich ein Neger gewiß nicht schuldig gemacht haben würde. Zwey Schwestern, die sehr eingezogen und sittsam zusammen lebten, waren vom gelben Fieber befallen. Die eine war so weit wieder hergestellt, daß sie vor die Thür gehen konnte. Einer ihrer Nachbaren, der sie bemerkte, fragte sie in einem hämischen Tone, ob ihre Schwester schon todt sey? Als sie es verneinte, rief er: „Nun beym Teufel, wenn „sie bis morgen nicht todt ist, so will ich sie „schon todt machen!" Auf die ganz bescheidene Antwort dieses armen Frauenzimmers griff er nach einem Gefäße mit Wasser, um es ihr an den Kopf zu werfen, woran er aber von einem Neger gehindert wurde. Hierauf nahm er ein Paar Hühner, welche ihnen zur Nahrung dienen sollten, aus dem Korbe, und jagte sie auf die Strasse. Sein Wunsch wurde erfüllt. Das Frauenzimmer, welches er tödten wollte, starb noch in derselben Nacht. Ein anderer drohte, uns zu erschießen, wenn wir sein Haus mit einem todten Körper vorbeygiengen. — Drey Tage darauf begruben wir ihn selbst." So weit die braven Neger. Ich fahre in meiner Erzählung fort:

Ungeachtet der Abwesenheit der obrigkeitlichen Personen in Philadelphia und des beträchtlichen Werths an Eigenthum, das ohne Schutz und Aufsicht war, weil die Eigenthümer es verlassen hatten und die Personen, die dafür Sorge tragen sollten, verstorben waren, hat man doch nur von zwey Einbrüchen gehört. Ein dritter ward versucht, allein die Diebe wurden entdeckt und in Verhaft genommen. Von den in den hiesigen Gefängnissen damals sitzenden Verbrechern muß man es zur Ehre der Menschheit laut gestehen, daß einige derselben, die wegen ihres friedlichen und ordentlichen Betragens entlassen wurden, sich freywillig zu Krankenwärtern anboten, und sich treflich und menschenliebend benahmen. So viel rühmlicher, wenn gleich eben nicht leicht, ist es, Menschen zu bessern und auszubilden, als sie hinrichten zu lassen. — Einige Hauswirthe faßten aus Mitleid den menschenfreundlichen Entschluß, die Bezahlung der Miethe während der Krankheit zu erlassen. Andere hingegen handelten sehr hart und unbarmherzig, und nahmen den Miethlingen ihr kleines Eigenthum. Eine reiche Wittwe empfahl einige ihrer Miethsleute der Kommission zur Unterstützung. Sehr edel! wird man hier ausrufen; — sie erhielten auch wirklich eine kleine Unterstützung. Aber — o, Schande! — kaum hatten sie es erhalten, als die Fürbitterinn Geld und Kleidungsstücke zu sich nahm. Dies hartherzige, häßliche Weib heißt Williamson. Dergleichen und ähnliche Handlungen sind für den Menschenfreund niederschlagend, sind eine Beschimpfung des Menschengefühls, welches der Schöpfer so rein, so tief in unsre Seele gepflanzt hat. Es ist daher billig, auch noch einiger edlern Züge zu erwähnen. Wenn gleich viele auf

eine

eine nicht rühmliche Art die Stadt verliessen, so zeigten sich auch wieder andere von einer gar treflichen Seite. Viele übten die Pflichten der Menschenliebe treulich, setzten sich dabey Gefahren aus, die selbst Männer, die im Schlachtgetümmel dem Tode hundertmal Trotz geboten hatten, mit bangem Schrecken erfüllen konnten. Einige sind leider ein Opfer ihrer Menschenliebe geworden. Soll man sie bedauern? Nein. Sie konnten ja wahrlich nie eines rühmlicheren Todes sterben. In dieser schönen Gruppe steht Joseph Jesker, ein trefflicher Mann in allen Lebensverhältnissen, als Bürger, als Bruder, als Gatte und Freund, oben an. Er pflegte der Kranken, wo er sie fand, er mochte sie kennen oder nicht; tröstete sie in ihren Leiden und suchte, so viel nur irgend in seinen Kräften war, ihr Elend zu mildern. Viele, sehr viele, sind durch seine zärtliche Sorgfalt am Leben erhalten. Oft mußte er die Leichname in den Sarg legen, wenn niemand war, der sich diesem Geschäfte unterziehen wollte. Andrew, Agade, Wilson, Jomkins, Helmuth, Fleming, Winkhouse und andere thaten dasselbe, waren die Schutzengel der Kranken, waren bey ihnen, wenn oft Gatte und Kinder sie verließen. Wie süß muß ihr Herz es ihnen lohnen! — Neben diesen wahrhaft guten Menschen verdient die herzliche Theilnahme so vieler Edlen in der Gegend umher die ehrenvollste und dankbarste Erwähnung. Die Einwohner von Glocester und Neujersey zeichneten sich besonders aus. Sie brachten ansehnliche Summen zusammen und kauften Lebensmittel für die Hospitäler auf. Einige Bürger bey Germantown schickten 2000 Rthlr.; aus Derby kamen 1400 Rthlr.; aus Neuyork 5000 Rthlr.; aus Delaware 1200 Rthlr.; und aus Boston verschiedene Artikel an, die gegen 2500 Rthlr. an Werth waren; auch fehlte es nicht an sehr reichlichen Beyträgen aus vielen andern Gegenden und von mehrern Privatleuten.

Die Zahl der Begrabenen beläuft sich auf 4000; viele von denen, welche die Stadt verließen, sind außerdem noch auf dem Lande gestorben.

So hat die Gottheit der Mittel viele in Händen, um die Menschen auf ihre eigne Ohnmacht aufmerksam zu machen und sie zu demüthigen. Ihre Züchtigungen wirken zu allen Zeiten, wenn sie gehörig beobachtet und weise genutzt werden, Heil und Segen. Dies werden auch Philadelphiens Einwohner gewiß früh oder spät anerkennen.

Uebersicht der Weltgeschichte in dem letztverwichenen Jahre.

Kein Jahr in der Weltgeschichte, wenigstens der neuern, ist so reich an blutigen und wichtigen Kriegsbegebenheiten gewesen, als das letztverwichene. Ganze große blühende Provinzen und Staaten sind mit Blut überschwemmt worden, und haben alles Unheil des Krieges im vollsten Maaße empfunden. Mitten in diesem allgemeinen Elend hat weise Mäßigung, nächst der Vorsehung, der Schweiz den goldnen Frieden erhalten, und ihr selbst den Ruhm verschaft, daß in ihrem Schooße mehrere von den kriegführenden Mächten friedliche Unterhandlungen gepflegt haben, von denen einige schon jetzt bis zu wirklichen Traktaten gediehen sind. Ja, während daß Mangel oder Theu-

rung

rung der nothdürftigsten Lebensmittel, die natürliche Folge eines so weit verbreiteten Krieges, in mehreren Gegenden von Europa wilde Unruhen hervorbringt, genießt Helvetien die Früchte wechselseitiger Treue und wechselseitigen Zutrauens seiner Bürger und Regierungen, indem jene sich klug und ruhig in vorübergehende unvermeidliche Unannehmlichkeiten ergeben, denen diese sorgsam und weise die kräftigsten und passendsten Maasregeln entgegensetzen.

Begebenheiten des Kriegs zwischen den coalisirten Mächten und Frankreich.

Die Schlacht von Fleurus, am 26. Junius 1794, welche durch die vorher (am 25.) geschehene Uebergabe von Charleroi an die Franzosen, für die Alliirten unglücklich ausfiel, entschied das Schicksal der österreichischen Niederlande, deren Räumung, (mit Ausnahme von Luxemburg) nach vielen blutigen Gefechten, die den langsamen Rückzug der Deutschen bezeichneten, besonders durch die nach den mörderischen Gefechten vom 6. und 7. Julius zu Stand gebrachte Vereinigung der französischen Nord- und Sambre- und Maas-Armeen am 9. Julius zu Brüssel, so weit statt hatte, daß zu Anfang des Augusts die Hauptstärke der Alliirten sich auf die Beschützung der Stadt und Festung Mastricht beschränkte. In der Zwischenzeit, bis auch hier neue blutige Auftritte die Lage der Sachen veränderten, verdrängten die Franzosen in der Gegend vom Oberrhein, am 13, 14, und 15. Julius die Preußen von Trippstadt und Kaiserslautern; und die französische Moselarmee stürmte am 8 August die Verschanzungen vor Pellingen bey Trier, wodurch diese Stadt in ihre Hände kam. Auch gegen die Spanier erfochten die Franzosen verschiedene Vortheile, durch welche sie zwischen dem 1. und 4. August die Einnahme von Fontarabia, Port dü Passage, und Sanct Sebastian bewirkten; jedoch ergab sich die Festung Bellegarde, als der zuletzt übriggebliebene, der von den Spaniern eroberten französischen Plätze, um welchen, seit er blokirt und belagert war, mehrere Schlachten mit abwechselnden Kriegsglück geliefert worden waren, erst in der letzten Hälfte des Septembers an die Franzosen. Der französischen Ostpyrenäenarmee gelang es ebenfalls gegen Ende des Jahrs, in dem spanischen Navarra vorzudringen, und nach einer großen Schlacht am 17. November, in welcher die Anführer der spanischen und der französischen Armee, der Graf de la Union und der General Dügomier, beyde umkamen, selbst dessen Hauptstadt, Pampeluna, zu bedrohen. In den Niederlanden erzwangen, nach mehreren unentschiedenen Gefechten, die Franzosen endlich am 18. September den Uebergang über die Ourte und Maas, und konnten die Einschließung und Belagerung von Mastricht anfangen, welche durch die Uebergabe dieses Platzes am 4. November endigte. Die kaiserliche Armee hatte nun bey Jülich ihre letzte Stellung disseits des Rheins genommen, die sie aber, nach einer blutigen Schlacht am 1. und 2. Oktober, wiederum zu räumen, und über den Rhein zu gehen genöthigt ward. Hierdurch wurde die Preußische Armee außer Stand gesetzt, ihren am 20. September durch die Wiedereinnahme von Kaiserslautern über die Franzosen erhaltenen Vortheil zu behaupten; und durch ihren Rückzug über den Rhein wurde das ganze rechte Rheinufer, mit Ausnahme von Mainz, den Franzosen überlassen, welche diesem letztern Platz sich näherten, ohne jedoch in mehreren Gefechten, die in dessen Nähe vorfielen, etwas erhebliches gegen denselben auszurichten. Mittlerweile hatten sich die vier von den Alliirten eroberten Plätze des französischen Flanderns, Condé, Valenciennes, le Quesnoi, und Landrecies (Condé zuletzt am 30. August), nach einander durch Kapitulation wieder an die Franzosen ergeben; und es fieng an, auch mit den Angelegenheiten der vereinigten Niederlande mißlich auszusehen. Am 28. Julius hatte sich die Nordarmee, welche unter Anführung des General Pichegrü nunmehr besonders gegen die vereinigten Niederlande agirte, der Insel Catsand bemächtigt, und am 26. August hatte sich die Festung Sluys ergeben. Mehrere unglückliche Gefechte

setzten die vereinigten englischen, hannöverischen und hessischen Truppen, unter Anführung des Herzogs von York, außer Stand, die Einschließung von Herzogenbusch und Breda zu verhindern; und der erstere Platz ergab sich nach einer kurzen Belagerung bereits am 7. Oktober. Das nehmliche Schicksal hatten mehrere von den festen Plätzen, welche die vereinigten Niederlande decken, unter andern Venloo am 27. Oktober, und Grave zu Ende des Decembers; dieser letzte Platz hatte mit der schwächsten, aus schweizerischen Truppen bestehenden Besatzung, unter allen den tapfersten und längsten Widerstand gethan. Nachdem die Franzosen endlich den Uebergang über die Waal erzwungen hatten, und da auch die strenge Jahrszeit, vermittelst des Zufrierens der verschiedenen Kanäle, ihre Fortschritte begünstigte, giengen die vereinigten Niederlande ganz verloren, und die Franzosen ruckten am 21. Januar 1795 in Amsterdam ein. Seit dieser Zeit fielen auf dem festen Lande wenig wichtige Kriegsbegebenheiten mehr vor. Am 1. Junius ergab sich die Festung Luxemburg, nach einer langwierigen Blokade und Belagerung, an die Franzosen. In Italien, wo sich die Franzosen im Besitz der Grafschaft Nizza und verschiedener Bergpässe gegen Piemont zu, befanden, wurden sie im Junius von den vereinigten österreichischen und sardinischen Truppen angegriffen; ohngeachtet es den letzteren, bey wiederholten Versuchen, nicht gelang, die französischen Linien bey Vado zu erstürmen, sahen sich doch die Franzosen genöthigt, diese zu verlassen, und die Alliirten faßten dadurch Fuß auf dem genuesischen Gebiet.

Die englische Seemacht behielt auf den europäischen Meeren das Uebergewicht, und nöthigte mehrmals, vorzüglich in einem Gefecht am 14. Merz, die französische Flotte auf dem mittelländischen Meere, mit Verlust einiger Schiffe, von ihren Unternehmungen abzustehen. Auch konnten die Franzosen nicht verhindern, daß die englische Flotte mehrere ihrer Häfen an den Küsten der Bretagne und Normandie bedrohte, und nach einem im Angesicht des Hafens von Brest über einige französische Kriegsschiffe erhaltenen Vortheil, Belle-Isle belagerte, und zu Ende des Junii in der Halbinsel Quiberon mehrere tausend französische Emigrirte an das Land setzte, die aber, da sie keine Vereinigung mit den benachbarten Chouans bewirken konnten, bald von der französischen Armee eingeschlossen wurden, und am 20. Julius eine vollständige Niederlage erlitten, zu welcher besonders der Abfall eines, aus französischen Kriegsgefangenen bestehenden Theiles ihres Corps beytrug. Ohngeachtet der großen Ueberlegenheit der Engländer zur See, fuhren die Franzosen auch fort, ihnen durch Kapereyen vielen Abbruch zu thun; es gelang ihnen sogar, den größten Theil ihrer westindischen Kolonien in den sogenannten Antillen, durch Aufstände der Negern in einigen, und der Kolonisten selbst oder der eingebornen Bewohner in andern derselben unterstützt, wieder zu erobern.

In den inneren französischen Angelegenheiten waren schon gegen die Mitte des vorigen Jahres große Veränderungen vorgegangen. Am 27. Julius 1794 war der lange Zeit an der Spitze des Wohlfahrtsausschusses allmächtig gewesene Robespierre gestürzt worden, und hatte mit mehreren seiner Anhänger das nehmliche Blutgerüst bestiegen, auf welches er während seiner Regierung, mit Einverständniß der meisten übrigen Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, mehrere tausend Unglückliche geschickt hatte. Seitdem hörten die zahlreichen Verhaftnehmungen und Hinrichtungen auf, und die Societät der Pariser Jakobiner, welche noch immer fortfuhr, jenen Maasregeln das Wort zu reden, wurde am 13. November aufgehoben. Zwey Versuche, welche diese mit dem Nahmen der Terroristen oder Schreckensmänner bezeichnete Partey am 1. Aprill und am 20. May 1795 machten, um sich wieder in ihr voriges Ansehen zu setzen, wurde vereitelt, ob es gleich beydemahl den Aufrührern gelungen war, bis in den Ort der Sitzungen des Konvents, der noch einige von ihren Anhängern unter seinen Mitgliedern zählte, zu dringen. Das erstemahl, am 1. Aprill, war der eben in Paris anwesende General Pichegrü an die Spitze des Militärs gegen die Aufrührer gestellt worden. Das zweytemahl, am 20. May, wurde sogar Feraud, ein Mitglied des Konvents, im Versamm-

sammlungssaal ermordet, und der Präsident, Boißi d'Anglas, mußte lange Zeit die Drohungen der wüthenden Menge aushalten, ja es wurden selbst Feuergewehre gegen ihn abgeschossen, ohne daß er sich bewegen ließ, den Forderungen der Aufrührer nachzugeben. Um den vielen blutigen Auftritten, welche zwischen den Jakobinern und ihren Gegnern vorfielen, so wie den Unordnungen in Frankreich überhaupt ein Ziel zu setzen, ernannte der Konvent eine Kommission von eilf seiner Mitglieder, welche eine republikanische Verfassung entwerfen sollten. Diese wurde zu Ende des Junius dem Konvent vorgelegt, und die Debatten über dieselbe hatten im August ein Ende, worauf beschlossen wurde, sie der französischen Nation zur Annahme vorzuschlagen. Unterdessen hatte die Veränderung, welche durch den Sturz Robespierre's und des alten Wohlfahrtsausschusses in dem Benehmen der französischen Regierung hervorgebracht worden war, mehrere von den kriegführenden Mächten bewogen, mit derselben in Friedensunterhandlungen zu treten. Am 9. Februar 1795 kam zu Paris der Friede mit Toscana zu Stande; am 5. April zu Basel mit Preußen, und am 23. Julius ebendaselbst mit Spanien. In dem Frieden mit Preußen wurden Grundlagen zu künftigen Unterhandlungen mit dem deutschen Reiche festgesetzt. Spanien erhielt, gegen die Abtretung seines Antheils an der westindischen Insel St. Domingo, alle gegen diese Krone gemachten Eroberungen zurück. Die vereinigten Niederlande, deren Statthalter, der Prinz von Oranien, durch die Fortschritte der französischen Armeen genöthigt worden war, sich nach England zu begeben, hatten, mit Ausschließung desselben, am 14. May einen Friedens- und Allianz-Traktat mit Frankreich geschlossen. Andre Friedensverträge, welche im April und May mit den gegen die Revolution aufgelehnten Anführern der Vendee und der sogenannten Chouans geschlossen wurden, hatten keinen langen Bestand, und bey der zunehmenden Uebermacht der englischen Marine an den dortigen Küsten, zerschlugen sie sich größtentheils wieder. Am 8. Junius starb der im Temple verhaftete Sohn Ludwigs des Sechszehnten an einer Krankheit, deren medizinischen Bericht der Konvent bekannt machte.

Polen. Während daß die Preußen Warschau belagerten, waren auch in dem Theile von Polen, dessen sich Preußen in der letzten Theilung bemächtigt hatte, solche Unruhen ausgebrochen, und die Insurgenten hatten daselbst solche Fortschritte gemacht, daß jene Belagerung im September aufgehoben werden mußte. Mit desto größerer Macht rüsteten sich die Russen, und nachdem sie am 10. Oktober 1794 einen entscheidenden Sieg erfochten hatten, durch welchen der Oberbefehlshaber der polnischen Nationaltruppen, der General Kosziusko, verwundet in ihre Hände gefallen war, nahmen sie unter Anführung des Grafen Suwarow die Vorstadt von Warschau, Praga, mit Sturm ein; worauf sich Warschau am 10. November ergeben mußte. Hierdurch nahm die polnische Revolution ein Ende, ohne daß jedoch bisher das Schicksal dieses Landes entschieden worden wäre, dessen größter Theil, samt dem König selbst, seitdem in der Gewalt der Russen geblieben ist.

Nordische Reiche. Da sich durch den Allianztraktat zwischen den vereinigten Niederlanden und Frankreich, erstere anheischig gemacht hatten, außer der Zahlung einer ansehnlichen Summe Gelds und der Abtretung einiger fester Plätze und Landstriche, zu dem Krieg gegen England eine Flotte zu liefern; so wurde vermöge eines ähnlichen Traktats zwischen England und Rußland von letzterer Macht eine Flotte von gleicher Stärke zur Vermehrung der englischen Seemacht ausgerüstet. Nicht minder geschah die Ausrüstung einer vereinigten Schwedisch-Dänischen Flotte, zur Behauptung der Neutralität. Während dessen ereignete sich aber ein für Dänemark äußerst trauriger Vorfall, indem am 5. und 6. Junius dieses Jahres in Copenhagen ein fürchterlicher Brand wüthete, und einen großen Theil dieser Stadt verzehrte.